Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß

Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung

Von

Dr. Leo Spitzer

Privatdozent an der Universität Wien

Wien 1918

...sche Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchandlung

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01623887 5

PF
3582
A3S76
1918
c.1
ROBARTS

...Y
OF
TORONTO
LIBRARY

74 75

Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß

Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung

Von

Dr. Leo Spitzer

Privatdozent an der Universität Wien

186572.
11. 1. 24.

Wien 1918

Manzsche Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchandlung

Germany

Das Recht der Übersetzung in andere Sprachen bleibt vorbehalten.

Buchdruckerei der Mang'schen
k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-
Buchhandlung in Wien.

Frau Dr. Elise Richter

in

verehrungsvoller Gegnerschaft

gewidmet.

„Unter den Gelehrten gibt es zweifellos viele, welche in ihrem Denken und in ihren privaten Äußerungen gerecht geblieben sind. Aber fast alle schweigen sie, sei es aus Furcht, sei es, weil sie nicht unpatriotisch erscheinen wollen."

Bertrand Russell.

„. . . niemand steht es schlechter als unserem Michel zu Gesichte, den Hund der Polizei auf die Mädchen aus der sprachlichen Fremde zu hetzen."

Karl Vossler.

„. . . die Sprachreiniger wissen nicht einmal, daß es nicht die Sprache ist, was sie reinigen."

Karl Kraus.

Wenn die tierischen Instikte des Menschen einen wissenschaftlichen Vorwand vorschützen können, sind sie am gefährlichsten: denn nichts imponiert der menschlichen Bestie mehr als die „Wissenschaft". Wir sind ja im Kriege längst gewohnt, jegliches schreiende Unrecht durch wissenschaftliche Sanktion zum höchsten Recht stilisiert zu sehen, für jeden unberechtigten Anspruch findet sich ein Historiker, der beweist: „schon im Jahre . . .", für jede volkswirtschaftlich drückende Maßregel ruft man staatlich bezahlte Bonzen herbei, die mit der Baßstimme wissenschaftlicher Priesterlichkeit „Ergebnisse neuester Forschung" herdeklamieren. Zu den Beispielen für wissenschaftliche Legitimierung eines volkstümlichen Instinkts gehört auch der Kriegspurismus, die Fremdwörterhatz, die von Institutionen wie dem „Allgemeinen Deutschen Sprachverein" wissenschaftlich befürwortet, gepredigt, angestiftet wird.

Nicht als ob die Bewegung der Sprachreinigung im allgemeinen zu tadeln wäre: die Besinnung auf die Muttersprache, das Achten auf ihre Schönheit, die Beseitigung unnützer Neuerungen, pomphafter, in Wirklichkeit wenig besagender Wörter, das alles ist gewiß eine schöne Aufgabe des Philologen (die Sprachtherapie wurde leider zu sehr den Laien überlassen!) — aber die Bundesgenossenschaft von Chauvinismus und Philologie[1]), von Parteirichtung und wissenschaftlicher Betrachtung

[1]) Ich begreife im Gegensatz zu E. Lerch, der „die Waschfrau der Sprache" E. Engel von „unseren Gelehrten, die dem Sprachverein angehören", absondert (Frankfurter Zeitung, Feuilleton, 12. Mai 1918), diese letzteren in meinem Angriff ein; ihre Zeitschrift hat längst vom vorurteilslos

kann naturgemäß nur zur Übertölpelung der sachlichen Überlegung durch die politische Leidenschaft führen: l'esprit est la dupe du coeur.

Die Düpierung des Publikums erfolgt vor allem durch ein klar klingendes, kurz und merkbar formuliertes Programm: „Kein Fremdwort für das, was ebenso gut deutsch ausgedrückt werden kann" — so sagt der Sprachverein, oder positiv gesprochen: „Jedes Fremdwort, das ebenso gut deutsch ausgedrückt werden kann, ist entbehrlich." In diesem Satz sind drei Begriffe wesentlich:

1. „Fremdwort",
2. „ebenso gut",
3. „entbehrlich".

1. Der Sprachverein verpönt das Fremdwort, nicht das Lehnwort, das zwar auch fremden Ursprungs ist, sich aber — im Gegensatz zum Fremdwort — den Wörtern des Erbwortschatzes in Lautung, Schreibung, Betonung, Abwandlung angepaßt hat: Cousin mit dem undeutschen Nasal, der Endbetonung, dem Plural die Cousins wäre danach Fremdwort, Uhr (aus lt. hōra) Lehnwort. Das ist schon an sich ein Zugeständnis an das historisch Gewordene: man macht es wie die Behörden, die dem Hamstern dadurch steuern, daß sie es von einem gegebenen Zeitpunkt an verbieten, die geschehenen Frevel aber ungeschoren lassen! Man sagt: was früher möglich war, soll von jetzt an nicht mehr sein. Nun weiß der Eingeweihte, daß jedes Lehnwort einmal Fremdwort war, Uhr einmal genau so empfunden wurde wie heute noch Cousin und daß es in jeder Sprachperiode Wörter gibt, die nicht klar als Lehn- oder Fremdwörter definiert werden können: Friseur hält der Sprachverein für entbehrlich, Dr. Elise Richter in einem Feuilleton der „Arbeiter-Zeitung" (1. Oktober 1914) für unentbehrlich. Schreibe ich es Frisör und bilde ich die Mehrzahl die Frisöre, ist es Lehnwort, schreibe ich es Friseur und bilde die Fri-

wissenschaftlichen Wege abgebogen und, wenig wählerisch in ihrer Gesellschaft, das Tischtuch zwischen sich und Engel nicht zerschnitten, wie Lerch erwartete.

seurs, Fremdwort. Ich kann also ein Wort, um es der Sprache zu erhalten, als Lehnwort herrichten.[2])

Viëtor („Die neueren Sprachen" XXIII) hat schon hervorgehoben, daß nicht nur jene äußerlichen Kriterien der Schreibung, Lautung usw. für den Lehn-, bezw. Fremdwortcharakter ausschlaggebend sind: Natur und Palast sind abnorm betont, wirken aber als Erbwörter, Finesse und Parade normal betont und wirken fremd. Der Empfindungsgehalt der Wörter ist auch maßgebend.

Ferner geht der Sprachverein über die lokalen Schwankungen in der Auffassung eines Wortes als Fremd-, bzw. Lehnwort hinweg: ein Wort wie Sauce — Hoffmannsthal hat das sehr richtig gefühlt — wird in Wien als einheimisch empfunden: sein langes o erscheint dem Wiener als charakteristisch malerischer Ausdruck für das Langgedehnte, das sich hinzieht „wie ein Strudelteig", Sauce wird daher auch in übertragener Bedeutung gebraucht: da bin ich in einer schönen Sauce, er hat mir die ganze Sauce nochmals erzählt. In Wien ist also das undeutsch geschriebene Wort weniger fremd als das deutsche oder besser Berliner Wort Tunke, für den Wiener ist Tunke das Fremdwort, Sauce das einheimische, Tunke ebenso fremd wie Sahne statt Obers wäre. Tunke statt Sauce in Wien einführen heißt ein umgangsprachlich gewordenes, also ein Lehnwort, durch ein ungewohntes, also ein Fremdwort ersetzen — denn für eine Sprachgemeinschaft ist das fremdmundartliche Wort ebenso fremd als das fremdsprachige. Oft hat gerade das Fremdwort eine gewisse Bodenwärme im fremden Milieu angezogen: einen Avec haben gilt als „echt berlinisch", er hat mich schmafu behandelt (= je m'en fous) als „echt wienerisch". Idee ist in Wien volkstümlicher als Gedanke, das sehr literarisch anmutet; in Hab'n S' a Idee?, ka Idee! wäre es nicht durch Gedanke zu ersetzen. Den Wiener kann man sich ohne „seine" Melange (Milchkaffee), ohne

---

[2]) So will Zeitschr.*) 1917, Sp. 114, Ballon beibehalten, aber ohne Nasalierung sprechen und mit der Mehrzahl die Ballone versehen.

*) Diese Abkürzung bedeutet stets die „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins".

Komfortabel und Fiaker nicht denken, will heißen: diese Wörter haben Gefühlswerte entwickelt, mit denen man ebenso rechnen muß wie mit den Gebräuchen oder Institutionen selbst, die sie bezeichnen: in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1915 lese ich: „wenn der Norddeutsche das russische Lehnwort Droschke gebraucht, so ist das immerhin besser als das (in Wien gebräuchliche) pariserische Fiaker." So urteilt der Norddeutsche, der außerdem durch politische Gewöhnung mehr mit Rußland als mit Frankreich sympathisiert und in die entlehnten Worte seine Stimmungen gegen die Stammnationen einfließen läßt — der Wiener wird umgekehrt sein Fiaker „besser" finden als Droschke, das er nur parodistisch verwenden wird. Droschke ist eben für Wien Fremdwort, für Berlin Lehnwort — Fiaker für Wien Lehnwort, für Berlin Fremdwort. Nicht die äußerlichen Kriterien des Sprachvereins, der von einem einseitig historisch-etymologischen Standpunkt ausgeht, sind also maßgebend für die Definition des Fremdworts, sondern allein das unhistorische, aber um so kräftigere Empfinden des Sprechenden; dieses Empfinden aber variiert von Ort zu Ort, von Dialekt zu Dialekt. In einem Artikel „Sprachliches aus Oberhessen" (Frankfurter Zeitung vom 16. September 1916), auf den mich Elise Richter aufmerksam macht, schreibt Maria v. Sacher-Masoch: „Dem Bauern fehlt vor allem der Begriff des Fremdwortes. Wenn er seinen ‚Schilee' (Gelee) ißt, so ist es ihm durchaus unverständlich, warum das auf einmal ‚Sulze' heißen soll. Das ist ihm vertraut, wie sein ‚Latwerch' und sein ‚Marmelad'." Die Sprachvereinler treiben eine zentralistische Sprachpolitik — vom Sprachzentrum Berlin aus — und äußern nicht umsonst öfters ihre Unzufriedenheit mit der angeblich auch hierin rückständigen Donaumonarchie.

2. Was heißt „genau so gut"? Man kann denken, vor allem genau so kurz: dies wäre der Fall bei der Ersetzung von Cousin durch Vetter, wogegen man nichts einwenden wird, schon weniger bei Friseur, falls Haarkünstler, Haarpfleger oder Haarschneider an die Stelle tritt, gar nicht bei Auto oder Taxi, falls es durch Fahrpreisanzeigerdroschke ersetzt wird — im allgemeinen muß gesagt werden, daß der Sprach-

verein Wortungeheuer meidet und der gebotenen Kürze der Ersatzwörter Rechnung trägt. Genau so gut wie das Fremdwort kann aber das Ersatzwort auch dann heißen, wenn nicht nur der Wortumfang, sondern auch der Begriffsumfang derselbe ist wie beim Fremdwort: Cousin bezeichnet genau dasselbe wie Vetter, Haarkünstler könnte derselbe Mann heißen, den wir jetzt noch Frisör nennen, selbst die Fahrpreisanzeigerdroschke ließe sich mit Hinweis auf die Gleichheit ihres Begriffsumfanges mit dem von Taxi verteidigen. Das geht nun so lange, als es sich um scharf umschriebene Begriffe der Außenwelt handelt. Elise Richter, die, wie wir oben gesehen haben, Frisör retten möchte, will das Wort interessant[3]) preisgeben und schlägt, ganz wie es die Verdeutschungsbücher des Deutschen Sprachvereins empfehlen, nicht Wiedergabe des Wortes durch ein Wort, sondern fallweise durch das entsprechende deutsche vor: also jenachdem durch geistvoll, fesselnd, spannend, anregend, auffallend, unregelmäßig, bemerkenswert, merkwürdig, reizvoll, anmutig, lehrreich, und manches andere Wort: Jetzt frage ich vor allem: wie soll man „ein interessanter Mensch" verdeutschen? Er muß nicht geistvoll, nicht auffallend, nicht unregelmäßig sein, auch reizvoll ist er nicht (wenn es sich nicht gerade um eine Dame handelt!), und ist er auch vielleicht bemerkenswert oder merkwürdig, so will ich doch den tatsächlichen subjektiven Anteil, den ich an ihm nehme, ebenso wie das Interesse, das die Allgemeinheit ihm entgegenbringt, ausdrücken. Und wie übersetze ich vor allem das Verbum interessieren gut deutsch? die Sache interessiert mich, das heißt nicht: sie regt mich an, spannt mich usw., eher: ich möchte etwas über sie wissen; aber dies ist wieder zu viel gesagt. Die Interessen Österreichs in Serbien, das ist weniger aktiv als Ansprüche, aktiver als Angelegenheiten und Belange. Und wie, wenn ich nun gerade alle diese Bedeutungen unter einem Hut, das heißt unter einem Wort vereinigen möchte? Ich zweifle

[3]) Vgl. hiezu die maßvollen Ausführungen, Zeitschr. 1917, Sp. 204: ähnlich wie Elise Richter urteilt aber Zeitschr. 1918, Sp. 13. Von deutschen Belangen (ein Wort, das auch im Niederländischen vorhanden ist, Zeitschr. 1918, Sp. 6) haben wir in Österreich neuerdings gelesen.

nicht daran, daß Elise Richter in jedem Einzelfall das Fremdwort richtig durch ein deutsches wird ersetzen, wohl aber daran, daß sie ein alle diese verschiedenen Bedeutungsausschnitte umfassendes Wort wird finden können. Gerade das Schwebende der Bedeutung ist das an solchen Wörtern Reizvolle, die Unterdrückung der „Zwischenwörter" würde die Sprache um manche „interessante" Schattierung (Zwischenfarbe) verarmen. Das Modewort Frisör kann man ebenso ersetzen wie etwa den Kimono durch den Pidjamah — Wörter wie interessant werden gerade wegen des mehrere Begriffe umspannenden Umfangs unentbehrlich sein. Nun kann man allerdings sich auf den Standpunkt stellen: ich liebe mehr eine homogene, deutsche Sprache als eine solche, in der die einzelnen Begriffsschattierungen genaue Wortentsprechungen haben, und man muß sich dann mit Abscheu von Sprachen wie der englischen oder rumänischen abwenden, in denen ein doppeltes Vokabular vorhanden ist, in jener ein französisches und ein germanisches (angelsächsisches), in dieser ein romanisches und ein slawisches nebeneinander: doch ist es bezeichnend, daß gerade die auf eine gewisse Geistesverfeinerung hindeutenden Begriffe fremden Vokabularen entlehnt sind. Ein konsequenter Purismus müßte in diesen Sprachen das edelste Wortgut vernichten! Der Philosoph, der Sprachlogiker, sie müssen vor allem Univozität („jedem Begriff sein Wort") wünschen und werden es der Sprache kaum verargen, wenn sie den Grundsatz Molières befolgt: Je prends mon bien où je le trouve; der Nationalist wird Homogenität des Vokabulars, eine Art sprachlicher Monroedoktrin, durchführen wollen („nur deutsche Wörter der deutschen Sprache"): zwei unvereinbare Standpunkte![4])

[4]) Man vergleiche zu diesem ganzen Abschnitt die gehaltvolle Abhandlung Dr. Georg Landauers „Der Verruf des Fremden" (Wien, Manz, 1916), deren Titel schon eine verhöhnende Eindeutschung des Fremdworts „Boykott" darstellt. Hier seien die Punkte genannt, in denen ich von Landauer abweiche: S. 31 meint er „vollständig frei von jedem Verruf hält sich die deutsche Wissenschaft" — wirklich? — S. 39, Anm. 21: „Chic" ist deutsch, stammt von schicken — ich möchte aber doch für die französische Schreibweise eintreten, weil das Wort als französisch empfunden und stets Pariser Chic = Pariser Mode assoziiert wird. Eine Rück-

Erdmann hat in den Preußischen Jahrbüchern (1916, S. 15 ff.) ausgeführt, daß ein gutes Ersatzwort nicht nur mit dem Fremdwort gleichen Begriffsumfang, sondern auch gleichen Gefühlswert gemeinsam haben müßte: Sauce, Melange, Fiaker — sie unterscheiden sich von Tunke, Milchkaffee, Zweispänner vor allem durch die dem Wiener bewußte Gemütlichkeitsnuance. Erdmann analysiert die Fremdwörter für den Begriff „Mut": Courage, Bravour: „Courage ist zunächst jener rein physische Mut, den die Engländer ‚pluck' nennen. . . . Ferner gehört ‚Courage' unter die derben Ausdrücke. Wieder anders steht es mit Bravour. Dieser Ausdruck betont die glänzenden, die Eitelkeit befriedigenden, ich möchte sagen, die eleganten Eigenschaften der Tapferkeit und hat einen ganz leise renommistischen Beigeschmack. Bravour zeigen die italienischen Alpenjäger, die mit großem Gezappel

entlehnung liegt zweifellos vor, aber wenn auch das deutsche und das dem Französischen entlehnte Wort sich lautlich decken, so sind sie doch in ihrem Gefühlswert so verschieden wie das lautlich veränderte Boulevard von seinem Etymon Bollwerk. — S. 44: Schreibungen wie Keks für Cakes (vgl. auch Koks und Kox für Cokes) möchte ich nur dann befürworten, wenn bei der Regularisierung der Orthographie im Deutschen so einheitlich verfahren würde wie im Italienischen: Keks, aber Coiffeur ist für mich unerträglich — S. 57: Kann man behaupten, weil Goethe die Geschichte der Wissenschaften eine große Fuge genannt hat, es würde „das fremde Kind von unserer Sprache besser betreut, als von der eigenen Sprachmutter, deren Schoß es entsprungen?" — es müßte erst die gesamte italienische Literatur darauf durchgesehen werden, ob ähnliche Vergleiche nicht auch im Italienischen vorkommen, was mir sehr wahrscheinlich ist (so spricht in einem bei Schuchardt, „Aus dem Herzen eines Romanisten", S. 6, zitierten Aufsatz der Italiener Giacosa — vielleicht unter Goethes Einfluß? — von „Chor" und „Fuge" in derselben Übertragung auf die Völker). — S. 64: Das italienische Wort, dem tschau entstammt, heißt schiavo, nicht echiavo. — S. 70: Ich meine, behördliche Sprachverfügungen müssen sich soweit einbürgern, als sie sichtbar werden. Perron und rekommandiert sind deshalb im Aussterben, weil das Auge nichts anderes sieht als Bahnsteig und einschreiben, Trottoir besteht weiter, weil es keine Aufschrift Bürgersteig gibt. Kann man sich vorstellen, daß jemand nach einer Chaussee, Allee fragt, wenn der amtliche Name der Straße keines dieser Wörter enthält? Höchstens im Gespräche mit Leuten der älteren Generationen kann das alte Wort bestehen, die noch heute etwa in Wien Mehlmarkt statt des offiziellen Neuer Markt sagen.

und Geschrei vor Görz anstürmen, aber die zähe Geduld im Schützengraben unter unsäglichen Mühen und Gefahren, das pflichttreue, todesverachtende Ausharren in aussichtsloser Lage, das so unendlich schwieriger und doch so viel weniger glanzumflossen ist als die lorbeergekrönte Tat eines Winkelried — das ist wohl höchste Tapferkeit, aber nimmermehr Bravour."[5]) Ich setze diese Zeilen her, weil in der von einem Sprachvereinler herausgegebenen Gedichtsammlung „Deutscher Sprache Ehrenkranz" sich (S. 547) ein Gedicht „Bravourös" befindet, in dem den „treuen Waffenbrüdern im lieben Österreich" der Gebrauch dieser nicht einmal französischen „Mißgeburt" vorgeworfen wird:

Durch deutsche Kriegerschule
Ging eure Heeresmacht,
Und deutsch wird ihr befohlen,
Wenn Schlachtendonner kracht.
Schreibt „heldenhaft" und „tapfer"!
Und laßt es mit Getös
Im Meer des Nichts ersaufen,
Das Untier „bravourös"!

---

[5]) In den Sätzen seines „Kriegssegens", S. 44: „der antike Held kam mit natürlicher Raufluft, ungestümer Wildheit und eifernder Ruhmsucht aus, für unsere reichen Elan, Bravour, Gloire nicht hin, er braucht eine stehende Tapferkeit, Entsagung, die nicht müde wird, fröhliche Zuversicht, ausharrende Geduld, ein Herz, das nicht verzagt. Es ist ein ‚Heldentum der Pflicht, der Treue, der Zucht, der inneren Ordnung'" hat Bahr die von Erdmann definierte Nuance des Wortes Bravour wohl erkannt, wenn er auch mehr deutsches („feldgraues") als österreichisches Heldentum beschreibt und durch den Gebrauch der französischen Worte die französische Tapferkeit „nur" als Bravour zu denunzieren sucht. Die französischen Ausdrücke dürfen aber nur nach der dem Französischen eigenen Worthierarchie geprüft werden: in der Abhandlung „Synonymes français" von Diderot, d'Alembert und de Jancourt (Paris, ann. IX, S. 358) wird zusammenfassend bemerkt „que la bravoure est le devoir du soldat; le courage, la vertu du sage et du héros; la valeur, celle du vrai chevalier". Als Beispiele für bravoure dienen die Thermopylenkämpfe, Regulus ist courageux, Perseus betätigt die valeur. Somit ist für den Franzosen bravoure die Winkelried-Tapferkeit, courage das heutige „geduldige Heldentum", valeur das theatralisch angehauchte, das stets ein Publikum braucht, courage somit der moralisch höchste Begriff.

Den wackeren Bundesbruder brauche ich nur auf Erdmanns Ausführungen zu verweisen. Daß tatsächlich bravourös als österreichisches Wort einer österreichischen Spielart der Tapferkeit entspricht, dafür möge folgende Beobachtung eines Neutralen, Karl Larsens (Arbeit — Dienst, S. 88/9), als Beweis dienen:

„Ich gedachte unwillkürlich der frohen und stolzen Gesichter vieler Soldaten, die ich vor kurzem von Wien aufbrechen gesehen hatte mit dem Band um die Mütze, auf dem geschrieben stand: ‚Zum zweiten . . .' oder ‚Zum dritten Male ins Feld' . . . Vielleicht pflegen auch deutsche Soldaten, wenn sie wiederum in den Krieg ziehen, an ihren Mützen das kecke Zeugnis dafür zu befestigen, daß sie trotz der Warnung des Todes aufs neue hinaus wollen, um mit ihm anzubinden. Ich für meine Person habe es indessen nirgends in Deutschland gesehen und finde auch, es paßt weit besser für die österreichischen Soldaten als für die deutschen. Es erinnert ein wenig an die Gemsfeder am Hut, an die Freude des Jägers über seinen Mut und sein Glück, und der österreichische Soldat gleicht zunächst einem unverdrossenen Jäger mit der Büchse über der Schulter; der deutsche erinnert, mit all seiner Ausrüstung, vor allen Dingen an den — militärischen — Beamten, der sein Gebiet beherrscht, seine Pflicht kennt und entschlossen ist, ohne einen Klagelaut für sie den Hals brechen, wenn es sein muß." Hier finden wir also die zähe Tapferkeit des deutschen wie das Jägerhafte, leiße Renommistische, Keck-Wagemutige — auch ein Quentchen Theatralik kann er nicht verleugnen — des österreichischen Soldaten glänzend gezeichnet — sollen wir also ihm das genau und vielleicht genauer als auf die italienischen Alpini passende Wort bravourös versagen? Weil es nicht französisch ist? Die Hyperetymologen müssen aber doch zugeben, daß auch Kultur in unserem deutschen Sinn, ja Bravour in Erdmanns Verstand nicht französisch ist. Und da sie doch die Feindessprachen wahrhaftig nicht schonen wollen, kann ihnen gerade die ärgste Entstellung des französischen Wortes nur recht sein! Oder weil brav schon besteht? Aber brav ist ja nicht gleich dem französischen brave, sondern Ausdruck der Pflichterfüllung (die mit-

unter auch Tapferkeit erheischen mag), nicht selbstbewußter Tapferkeit! Die Sprachverbesserer wollen natürlich bravourös nur entfernen, weil es französischen Ursprungs ist — daß österreichisches Wesen in dem Worte sich wiederspiegelt, kümmert sie nicht. Wieder stoßen zwei unversöhnliche Gegensätze gegeneinander: der Sprachverein sagt: lieber eine Nuance opfern als die Reinheit der Sprache; ein Erdmann schreibt: „Ich glaube, daß sich unter den Fremdwörtern noch sehr viel wertvolles sprachliches Gut befindet. Soll man es sorgfältig bewahren? Soll man es der Reinheit und Einheitlichkeit der Sprache zum Opfer bringen? Hier liegt der tote Punkt des Streites. Hier stehen unvereinbare Werturteile einander gegenüber. Es wird immer Menschen geben, denen die Reinheit der Sprache über alles geht, und andere, denen der Reichtum an Ausdrucksmitteln als das viel Wichtigere erscheint. Für mich ist allein die zweite Auffassung möglich."

Wenn anders Naumann mit seinem Ausspruch recht hat, der Deutsche denke mehr in Quantitäten, der Österreicher mehr in Qualitäten, so erkläre ich mir aus der Freude des Österreichers an der Nuance — und nicht nur aus der vielfältigen nationalen Zusammensetzung der Monarchie — seine Abneigung gegen die Sprachreinigung, wie sie führende Geister wie Karl Kraus, Gustav Landauer, Hugo v. Hofmannsthal ausgesprochen haben.

Auf einem Gebiet sind uns die Gemütswerte der Wörter besonders teuer: dem der Namengebung; und gerade hier wütet der Sprachverein am grausamsten. Schon vor Jahren (1895) hat Schuchardt auf die Frage „Sind unsere Personennamen übersetzbar?" eine negative Antwort gegeben. Analysieren wir, was die Durchführung der Sprachreinigung für die Wiener bedeutet: Schani (= Jean), Schorschl, Schorl, Schurl (= George), Schackerl (= Jacques) sollten also ersetzt werden durch die relativ seltenen Johann, Georg und durch das — nur bei Juden gebräuchliche — Jakob. Jakob, Jacques, James, Kobi, Schackerl, sind zwar historisch ein und derselbe Name („Doubletten" nennt derlei die Sprachwissenschaft), nicht aber für das Gefühl der Sprechenden. Jeder Name zaubert

gewissermaßen das Milieu hervor, in dem der Name gebräuchlich ist: Schackerl erinnert an volkstümliche Kreise, Kobi und Jakob an jüdische, James und Jacques an das Milieu reicher Leute, Bankiers usw. Wäre es nicht schade, diese Vielfalt der Schattierungen aufzugeben, um nur ja recht deutsch-orthodox zu sein? Soll diese Überlieferung durch Namen preußischer oder österreichischer Heerführer verdrängt werden? Man wird bemerkt haben, daß die fremden Namen die volkstümlichsten sind: bedürfte es eines Beweises, so wäre anzuführen, daß die französischen und nicht die deutschen Namensformen zu Gattungsnamen geworden sind: Louis „Zuhälter", Jean „Bedienter", der Brotschani, der Brotverkäufer in den Wiener Wirtshäusern im Prater; ferner daß die Namen meist in der Verkleinerung erscheinen. Ich schreibe einem Herrn Ludwig, den ich mit Louis anspreche.

„Genau so gut" wie das Fremdwort ist also nach den Sprachvereinlern ein Ersatzwort auch dann, wenn es

a) nicht denselben Begriffsumfang,

b) nicht denselben Gefühlsgehalt

besitzt wie das zu ersetzende Vokabel.

3. Die Unentbehrlichkeit der Fremdwörter gleicht der „Unentbehrlichkeit" derjenigen Zivilbeamten in diesem Krieg, die von Instituten, denen sie angehörten, „reklamiert" und vom Militärdienst befreit werden: theoretisch betrachtet, ist niemand oder jedermann unentbehrlich: jedermann, sofern man einen geregelten Betrieb aufrechterhalten will — denn selbst Änderungen an untergeordneten Stellen verursachen Betriebsstörungen; niemand, insofern menschliche Anpassungsfähigkeit schließlich denn doch — allerdings um den Preis anfänglich schwerer Arbeitsstockungen — in die neue Stellung hineinwächst. Genau so sind eigentlich alle Fremdwörter in gewissem Sinne unentbehrlich, insofern, falls deutsche Äquivalente daneben bestehen, gewöhnlich eine Bedeutungsdifferenzierung zwischen dem Fremdwort und dem Erbwort eintritt: selbst das Hotel ist etwas ganz anderes als der Gasthof, das Souper ganz etwas anderes, nämlich etwas Feineres, als das Nachtmahl, und zweifellos würde der Coiffeur, falls er sich in der gesprochenen Sprache einbürgerte, etwas Nobleres, Höher-

hinauswollendes bedeuten als das ältere Wort Friseur. Und anderseits sind auch alle Fremdwörter wieder entbehrlich, da schließlich die Funktion eines Wortes immer zur Not, mit mehr oder weniger Schwierigkeiten, auf ein anderes übertragen werden kann: nimmt man uns den Frisör, so werden wir uns mit Haarpfleger oder dgl. begnügen. Von vornherein ist es ja ganz gleichgültig, ob diese oder jene Sprachwurzel oder Ableitung für einen bestimmten Begriff in Anspruch genommen wird: Die Wörter der menschlichen Sprache sind alle konventionell und so gut wir keinen Grund absehen, warum Pferd „Pferd" bedeutet, kann es uns gleichgültig sein, ob der Haarpfleger so oder anders heißt. Aber die Behauptung „ein Wort ist entbehrlich" besagt doch offenbar: das Gefüge des Ganzen leidet keinen Schaden, bleibt unverändert. Das ist nun wieder ein schwerer Irrtum der Sprachvereinler, die glauben, das System der Sprache ändere sich nicht durch Beseitigung eines Wortes: Hans Delbrück hat schon darauf hingewiesen, daß durch die Ersetzung von Terrain durch Gelände dies letztere seines poetischen Charakters beraubt werde. Oder wenn Familie durch Geblüt ersetzt würde (Zeitschr. 1918, Sp. 71), so verschwände die höfisch-dynastische Nuance des Ausdrucks Prinz von Geblüt; vgl. weitere Beispiele bei E. Lerch (Frankfurter Zeitung vom 12. Mai 1918, Feuilleton). Es steht also der Reinigung eines Wortes die Ernüchterung, Banalisierung eines anderen gegenüber: im Bilde gesprochen: ein „Entbehrlicher" ist „eingerückt", seine Arbeit wird von einem Kollegen besorgt, der aber früher viel höhere Verrichtung zu besorgen gewöhnt war! Oder falls italienisch durch italisch ersetzt wird (Zeitschr. 1915, Sp. 203; 1916, Sp. 237), geht die Unterscheidungsmöglichkeit zwischen alten und neuen Italikern unter; ähnlich steht es bei dalmatisch — dalmatinisch (vgl. dagegen Zeitschr. 1916, Sp. 236); auch bei Triester und Triestiner hat sich eine Bedeutungsdifferenz ergeben: Triester Straße, aber der Triestiner (in neuerer Zeit hat Meyer-Lübke tergestinisch von triestinisch zu scheiden versucht); ebenso beginnen sich sizilisch und sizilianisch, albanisch und albanesisch zu differenzieren: jene be-

zeichnen das Land, diese die Sprache (umgekehrt merkwürdigerweise sardisch — sardinisch). Warum nicht auch Franzose durch Franze oder dgl. ersetzen! Überhaupt ist es ja bei Ableitungen von Bezeichnungen fremder Völker gleichgültig, ob sie so oder so „verdeutscht" sind — als fremd werden sie ja stets empfunden: nur der Hyperetymologe denkt daran, daß Triestiner ein ital. -ino enthält. Falls der Typus die Deutschland beseitigt wird, ergibt sich die Unmöglichkeit, den Schiff- vom Ländernamen zu unterscheiden. Jede Veränderung in der Sprache ruft andere herbei: ein Loch wird zugemauert, aber ein anderes gähnt uns entgegen. Die Sprache wird so umgegraben, umgeharkt, ohne daß sie ihren Ertragreichtum steigerte wie der Weinberg in dem alten Gedicht. Die unorganisch verfahrenden Puristen glauben, ihre Sprachregelung mache bei den von ihnen gewünschten Grenzen halt, während sie in Wirklichkeit weitere Kreise zieht und Worte ergreift, deren Besitzstand die Vorwitzigen nicht anzutasten beabsichtigten. Der Militarismus der Sprachvereinler äußert sich auch in dem Irrglauben, man könne die Wörternuancen „kommandieren" und „transferieren" wie einen braven Landsturmmann. Aber die Bedeutungstransferierungen „funktionieren" nicht pünktlichst und gehorsamst: Tunke wird nicht genau die Nuance annehmen, die Sauce gehabt hat.

In einer seiner „Sprachecken" meint der Sprachverein, gesetzt den Fall, das Wort Dampfer bestehe noch nicht und diese Vorstellung werde durch das Fremdwort Steamer ausgedrückt, so würden Gegner der Sprachreinigung ein zum Ersatz vorgeschlagenes Dampfer mit Berufung auf dessen Mehrdeutigkeit (Dampfer = alles was dampft; also auch Eisenbahnen usw.) ablehnen. Ich will das nicht leugnen. Aber, was sagt die Sprache dazu? Sie würde vielleicht Steamer und Dampfer beibehalten und begrifflich wie gefühlsmäßig differenzieren. Der Transferierte wächst in die Funktion des Vorgängers hinein, dieser aber bleibt gewissermaßen in einem Nebenamt, in einer Art Pensionistenstellung — während man ihn endgültig zu verjagen trachtete. Tieck (1826) hat geschrieben: „Vor Zeiten sagte man Akteur, Komödiant, wenn man vom Schau-

spieler sprach, dann wurde er Darsteller und Künstler genannt, zuletzt Mime.“ Nun, diese aufeinanderfolgenden Vokabeln sind heute nebeneinander in unserer Sprache erhalten, mit Ausnahme von Akteur, das man heute wohl nur zur stilistischen Andeutung eines Wilhelm Meister-Milieus, — gewissermaßen, um es herbeizuzaubern — anwenden würde: alle anderen fünf Bezeichnungen geben bestimmte Schattierungen: Komödiant ist ein das Theatermäßige übertreibender, Mime ein heroisch fratzenhaft verzerrter Typus des Schauspielers, Darsteller braucht man wegen der Beziehung zur Rolle (der Darsteller des Tell), Künstler stellt den Schauspieler auf eine Stufe mit dem Dichter und Maler und hat schon etwas Lobendes, was Schauspieler nicht eignet (daher die Titulatur Schauspieler Treumann, aber von Kainz kann nur der Künstler gesagt werden). Ob Fremdwort oder nicht — die Sprache hat fünf verschiedene Worte festgehalten; daß sie gerade Akteur fallen ließ, konnte man nicht vorhersehen. Und so denke ich denn, es geht mit der Fremdwortausmerzung wie mit dem Ausbau von künstlichen Sprachen: den Anfang der Entwicklung halten wir in Händen, die Entwicklung selbst entzieht sich unserer Macht. Im Kampf der Wörter Velo, Bicycle, Rad hat das deutsche Wort, in dem zwischen Auto, Kraftwagen, Töff-Töff, in Wien Moperl, haben so ziemlich die fremden Wörter gesiegt. Die Sprachvereinler, die neue Wörter gangbar machen wollen, sind natürlich aus Gesinnungsgründen Feinde der Weltsprachler, die aber wie jene von der Möglichkeit künstlicher Eingriffe in die Sprache überzeugt sind. Das „Reichsamt für Sprachgesetzgebung“, das der Sprachverein gern aufrichten möchte, kann Ersatzwörter vorschlagen, die Entscheidung über deren Annahme liegt beim sprechenden Volk. Die offizielle Sprachzentrale kann den Gebrauch des Ersatzwortes auch anbefehlen (durch Reklame, Schule, Verordnung) — ob aber die Sprecher sich bei dem Ersatzwort wohl befinden, liegt außerhalb ihrer Macht. Gewiß, auch Zucker und Brot sind schließlich entbehrlich — fragt sich nur, ob die Surrogate dieselbe Nährkraft und denselben Genußwert bieten wie die ursprünglichen Artikel!

Aber, so heißt es, das ist es ja eben: die Fremdwörter gleichen eben nicht dem Zucker und Brot, sie sind sprachlicher Luxus. Wieder ein Grundirrtum aller Puristen, die die Aufnahme von Fremdwörtern als „Laune" der Sprache darstellen: stets wird sich das bekannte Wort chassez la nature, elle revient au galop insofern bewahrheiten, als es zwar gelingen könnte, ein paar eingebürgerte Fremdwörter hinauszuwerfen, nicht aber das Eindringen neuer zu verhindern. Man kann nämlich die Triebfeder im Menschen, die ihn zur Annahme von Fremdwörtern drängt, nicht aus der Welt schaffen: den Affekt. Die Erbwörter klingen affektischem Empfinden zu matt, weil sie althergebracht, durch den Gebrauch abgeschliffen sind und daher nicht recht hallen wollen. Das Fremdwort mit seinem exotischen Klang erweckt dagegen viel lebhaftere Empfindungen, es scheint dem Sprecher mehr zu besagen, auch wenn sich sein Begriffsumgang genau deckt mit dem des entsprechenden deutschen Wortes. Der Schweizer Tappolet unterscheidet bei der Besprechung der deutschen Lehnwörter in den Mundarten der franz. Schweiz Bedürfnislehnwörter und Luxuslehnwörter. Für die erste Kategorie sind Beispiele jene Fälle, da ein fremdes Produkt seinen Namen mitbrachte (Typus: Fiaker), für diese, bei denen eigentlich keine Notwendigkeit zur Entlehnung vorliegt, zum Beispiel une mitenädra (= deutsch Miteinander) für eine Gesamtheit von heterogenen Dingen im Schweizer Französisch. Man sieht sofort, daß die Bedürfnislehnwörter mehr die konkreten, die Luxuslehnwörter mehr die abstrakten, geistigen Begriffe in sich schließen. Aber nach Tappolet sind die Luxuslehnwörter keineswegs „überflüssig" oder sagen wir „entbehrlich", „denn sie entsprechen einem außerordentlich wichtigen Bedürfnis, dem Affekt". Für die Affektlage des französischen Schweizers genügt ein frz. tout le bazar für „der ganze Kram" nicht, sondern das fremde Wort gibt ihm erst die Befriedigung des entsprechenden Stimmungsausdruckes. Solange also der Affekt nicht beseitigt ist, wird auch das Fremdwort nicht ausbleiben — und zwar ist das Luxuslehnwort noch zäher in der Sprache verankert als das Bedürfnislehnwort: diesem kommt die Sprachpolizei bei, jenem

nicht: Perron kann ohneweiters durch Bahnsteig ersetzt werden, interessant findet nicht so bald Ersatz. Die Fremdwörterbekämpfer sprechen immer vom deutschen „Erbübel", das man „heilen" müsse: das erinnert an Ascolis und Littrés Unterscheidung von „organischen" und „pathologischen" Sprachveränderungen, die modernere Wissenschaft zusammenfaßt zu „Sprachveränderung", „Sprachleben": eine dauernde Krankheit des Menschen ist zum Beispiel der Tod, deshalb nennt man den Tod keine pathologische Entartung, sondern er ist eine konstante Erscheinung des Lebens: mit demselben Recht können wir die Wortentlehnung nur als allgemein-biologische Erscheinung der Sprache auffassen.

Ich bin erstaunt, bei Elise Richter (Österr. Zeitschr. für Lehrerbildung 1916)[6] den doch vor allem maßgebenden Affekt unter den Gründen für die Wortentlehnung nicht aufgeführt zu sehen. El. Richter unterscheidet „kulturelle" und „seelische Gründe", was sich so ziemlich mit der Scheidung Tappolets deckt. Unter den seelischen Gründen wird aufgezählt:

1. „Das Prunken mit Kenntnissen", die das geschilderte fremdländische Milieu nacherzeugen sollen, „der literarische Geschmack am Bodenständigen": ein Samowar ist kennzeichnend für die russische Stube. Gewiß ist es richtig, daß man nicht wie Karl Federn jede in Italien spielende Novelle mit eingestreuten Messere, Signora, Addio, perbacco ausstatten muß — denn die letzte Konsequenz dieses Fremdtuns zur Kennzeichnung

[6] Darin wird ein Büchlein über „Fremdwörterkunde" angekündigt. Die folgenden Ausführungen sind also sous bénéfice d'inventaire zu verstehen. — Neuerdings erkennt ein Sprachvereinler (Zeitschr. 1918, Sp. 40) drei Gründe für das „Eindringen der Fremdlinge" an: Notwendigkeit, Gewohnheit, Eitelkeit. Notwendigkeit liegt auch nach ihm nur bei der Übernahme von Kulturwörtern vor — der Affekt ist ja Luxus! Ich teile anderseits nicht Lerchs Ansicht von der Notwendigkeit eines Fremdworts im Sinn einer gewissermaßen prästabilierten Harmonie zwischen Begriff und Ausdruckszeichen: „Kann er [der Deutsche] da [in einer bestimmten Situation] überhaupt etwas anderes sagen als ‚Adieu'?" — meint Lerch. Der Deutsche „kann" nur deshalb nichts anderes sagen, weil der herrschende Sprachgebrauch es befiehlt. Von vornherein könnte die Sprache immer „anders" als sie tatsächlich sich ausdrückt.

des Milieus wäre, daß man etwa, wie es das Wiener Deutsche Volkstheater einmal gemacht hat, eine englische Komödie Oskar Wildes in einem Deutsch mit englischem Akzent oder daß man die Operette „Der Mikado" mit japanischem Akzent spräche.

Warum aber nicht auch die Nützlichkeit des Fremdworts in den Fachsprachen, besonders in der Wissenschaft betonen? die Vertreibung der Fremdwörter wäre gleichbedeutend mit einer Nationalisierung der bisher als übernational gepriesenen Wissenschaft. Und nicht nur aus Gründen der Internationalität ist in der Wissenschaft das Fremdwort unerläßlich, sondern im Interesse der scharfen Umgrenzung der wissenschaftlichen Begriffe: das Fremdwort als unserem Sprachgefühl ferneres Wort kann leichter in einem bestimmten Sinne fixiert werden, weil alle die Gedankenverbindungen, die mit dem einheimischen Wort von vornherein verknüpft sind, wegfallen: vgl. Deszendenzlehre und Abstammungslehre: unter dieser könnte ich auch die Genealogie verstehen, während Deszendenz ganz ohne Schwierigkeit auf einen biologischen Begriff eingeengt werden kann. Daß man die fremden Wörter weniger versteht, hilft uns, sie in einem bestimmten Sinn zu verstehen. Ähnlich versucht die Theologie und Philosophie einen mehr tätigen, schöpferischen Gedanken von dem mehr passiven zu scheiden: dazu dienen ihr vorzüglich die beiden Worte Idee und Gedanke. Vgl. ital. pensatore, „der (abstrakte) Denker", und ideatore, „der Initiator" (eines Gedankens, einer Unternehmung). Von den mannigfachen Schattierungen der zwei Worte, wie sie für frz. idée und pensée bei Bally, Précis de stylistisque, S. 85 ff., angeführt werden, haben also das Deutsche und Italienische die schöpferische und zur Tat führende Seite des Gedankens in Idee hervorgehoben. Derselbe Unterschied besteht zwischen Wort und Logos (französisch entspricht das Paar parole — verbe), wo Logos das zur Tat führende Wort ist, vgl. Moltkes Ausspruch, den W. Bauer, „Der Krieg und die öffentliche Meinung", S. 38, bringt: „Wie viele Jahre hat man von der deutschen Einheit geredet, gedichtet, gesungen, Volksversammlungen und Schützenfeste gefeiert und Resolutionen gefaßt; so lange man das logos nur mit das Wort übersetzte, wurde es nichts. Erst als man

sich auf die Kraft besann, als unser Kaiser mit Roon das Heer schuf und als dann Bismarck die Tat unvermeidlich gemacht hatte, trat die Schöpfung hervor." Auch hier haben die feineren Stilisten das Bedürfnis empfunden, den biblischen Begriff des Tat-Wortes in einem Wort herauszustellen — wenn es auch ein Fremdwort war! Die griechische Philosophie hat uns Logos und Idee geliefert. Multatuli nennt sein Werk „Ideen" und erläutert diesen Titel durch die holländische Entsprechung: „Um einen Gedanken auszudrücken, muß dieser zum Bilde geworden sein, das ist: zum Denkbild. So ein Bild muß man zeichnen lernen. ‚Denkbeeld' ist ein liebes Wort, und eines der vielen, woraus die Schönheit unserer Sprache leuchtet. Das griechisch-lateinisch-französische idée ist arm daneben, weil darin der Begriff Denken nicht enthalten ist. . . . Gedanken hat jeder. Bei wenigen aber werden sie zu Denkbildern. Und noch wenige Leute gibt es, die Form und Farbe von diesen Bildern wiederzugeben wissen." Aber Multatuli verwechselt etymologische Klarheit mit Bedeutungsarmut: gewiß, Idee läßt sich an kein holländisches Wort anknüpfen, deshalb ist aber der Begriff des Denkens doch in dem Fremdwort enthalten — und warum nahm der Schriftsteller das Fremdwort in den Titel des Werkes auf, wenn es so minderwertig ist? Sicherlich schien ihm eine Zweiheit von Worten für den Ausdruck seines Gedankens notwendig (Idee oder Denkbild — Gedanke). In seinem Verdeutschungs-Wörterbuch hat Sarrazin ja doch nur die von Multatuli angedeutete Schattierung umschrieben: „Der Dichter begeistert sich für eine Idee, einen großen und erhabenen Gedanken, und dem Werke des wahren Künstlers wird immer eine künstlerische Idee, ein künstlerischer oder Kunstgedanke zugrunde liegen. Aber das Bild, die Idee, welche diesmal in der Idee, der Seele des Künstlers gelebt, entsprach nicht der Idee, dem künstlerischen Begriffe, welchen man mit der für ein Kunstwerk geeigneten Idee, einem geeigneten künstlerischen Vorwurf oder dichterischen Stoff, zu verbinden pflegt."

Die Ansicht, die Fremdwörter befestigten künstlich einen Abgrund zwischen den „Gebildeten" und den Verständnislosen, läßt sich auf alle sprachliche Neubildung ausdehnen — und tat-

sächlich liest man Revue bleue t. II. 1903: „Le néologisme a l'avantage de créer un abîme plus profond entre les gens intelligents et les philistins, en rendant à ces derniers plus difficile, sinon presque impossible, la lecture de ce que les premiers produisent."

2. Die Schamhaftigkeit („Euphemismus"): die fremde Lautreihe rückt, auch wenn sie gut verstanden wird, den Inhalt etwas ferner. So heißt es in unserer guten Gesellschaft nicht schwitzen, sondern transpirieren, Honorar, Gage, nicht Lohn. Daher ist auch Prothese in unseren Tagen ein besseres Wort als Ersatzglied, das widerlich an Ersatzkompagnie, Ersatzdepot anklingt. Man stelle sich vor, ein invalider Offizier sage zu seinem Burschen: Gib mir mein Ersatzglied! Merken die alles verdeutschenden Verbomanen nicht die himmelschreiend krasse Nüchternheit, ja Taktlosigkeit dieser Bildung? So wie sich der Offizier, dem im Krieg ein Bein weggeschossen worden ist, seiner Beinlosigkeit schämt — mag er es auch noch so ehrenvoll eingebüßt haben —, so wird er sie nicht gerne sprachlich bloßlegen. So wenig schön das Wort Kriegskrüppel mit seiner rohen Minderbewertung des Verstümmelten, so wenig schön ist Ersatzglied mit seiner trockenen Gleichbewertung des Menschenkörpers und des Holzes. Gerade, weil Prothese einen wissenschaftlichen — terminus technicus-artigen — Eindruck macht, gerade weil man mit dem Fremdwort nicht einen bestimmten Sinn verbindet (nach El. Richters Worten: „nicht weiß, was man sagt"), dient es als Euphemismus und daher ist Invalide noch immer besser als Kriegskrüppel, Kriegsbeschädigter, Kriegsversehrter usw. Gewiß, Ex lex ist ein Glimpfwort für Ausnahmszustand (nicht für „Gesetzlosigkeit", wie Steiner, „Kampf" 1916, S. 122, meint), aber die unkonstitutionelle Regierungsweise bedarf auch der scheuen Verhüllung!

3. Fremdwörter dienen nach El. Richter „als Ausdruck unklaren Denkens" (hieher gehören interessant, es geniert mich usw.), weil mit der fremden Lautreihe die Nicht-Gegenständlichkeit gegeben ist — wieder eine sehr parteiische Dar-

stellung: weil „interessant" vielerlei Nuancen umfaßt, ist es noch nicht begrifflos. In der Wissenschaft werden Fremdwörter gerade sehr klar gebraucht (vgl. unter 2). Man hebt gewöhnlich hervor, Schlagwörter seien meist zugleich Fremdwörter: das Wort Militarismus sei zum Beispiel sehr vieldeutig (in Zeitschr. 1916, Sp. 374, sind die verschiedenen Bedeutungen des Wortes hübsch vereinigt); Fichte hat schon geschrieben (zitiert Zeitschr. 1917, Sp. 15): „Hätte man das, was jene drei ausländischen Worte [Humanität, Popularität, Liberalität] eigentlich wollen, dem Deutschen in seinem sinnbildlichen Kreise also ausgesprochen: Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, Edelmut, so hätte er uns verstanden; die genannten Schlechtigkeiten aber hätten sich niemals in jene Bezeichnungen einschieben lassen," — aber Schlagwörter sind an sich vieldeutig und werden gedankenlos nachgeplappert. Was versteht man nicht alles unter Hungerfriede, Verständigungsfriede, Burgfriede usw.! Das Wort Sicherungen wird nicht weniger zwei- und vieldeutig gebraucht als das Fremdwort Garantien. Kürnberger, ein Feind des Purismus, hat gegen deutsche gedankenlos gebrauchte Wendungen wie von unberechenbarer Tragweite gewettert. Es gibt anderseits auch fremdbürtige Schlagwörter mit sehr klarer Bedeutung (zum Beispiel Defaitist). Der Sprachverein pflegt, wenn im Ausland oder Inland ein deutsches Fremdwort mißverstanden wird, den Fremdwörter gebrauchenden Deutschen die Schuld zu geben, so wenn die Franzosen sich über den materiellen Nebensinn von Delikatessen lustig machen, wenn in Kadaver-Verwertungsanstalt (absichtlich?) Kadaver = Menschenleiche gefaßt wurde — aber die Franzosen verstehen auch unsere Gemütlichkeit, unser Dürfen nicht usw. „Das Fremdwort als Feind" ist (Zeitschr. 1918, Sp. 78) eine Erörterung über die naheliegende annexionistische Ausdeutung des Ausdrucks deutsche Kolonien (statt deutsche Ansiedlungen) betitelt — aber ist nicht auch das Erbwort ein „Feind", wenn von Auslandsdeutschtum und gar von Weltdeutsch geredet wird?

4. „Auslandsanbeterei." Dem ausländischen Wort werde dabei die bessere Bedeutung unterlegt, weil das Fremde stets

als das Bessere aufgefaßt werde. — Diese schon von Gildemeister geäußerte Ansicht ist aber falsch, deren Unrichtigkeit von Erdmann nachgewiesen worden: oft bezeichnet im Gegenteil das fremde Wort in der entlehnenden Sprache den verschlechterten Begriff: ital. al pari heißt „zum Einkaufspreis", „zum gleichen Preis", im Ungarischen bedeutet aber die entlehnte Wendung „wertlos, schlecht", was man aus einem Syllogismus erklären kann:

al pari ist ein italienischer Ausdruck für „zu gleichem Preis",

italienische Ausdrücke können nur Schlechtes, Wertloses bedeuten,

daher ist al pari der Ausdruck für Schlechtes, Wertloses.

Nicht Auslandsanbeterei liegt diesem Bedeutungswandel zugrunde, sondern im Gegenteil Verachtung des Ausländischen, das als das Barbarische gilt. Man hat oft gesagt, was „nicht weit her" sei, könne in Deutschland nicht zur Wertschätzung gelangen — aber das ist nicht allein in Deutschland so (span. peregrino „fremd" heißt auch „vorzüglich") und nicht alles Fremde gilt als schön und gut (Sentiment ist weniger als Gefühl, Esprit weniger als Geist, Courage weniger als Mut). Chamberlain schreibt, zum Zwecke der wissenschaftlichen Organisation seines Staates „simplifiziere der Angelsachse, wogegen der Deutsche vereinfacht. Der Angelsachse nämlich erspart sich Zeit für das praktische Leben, indem er seine Kultur opfert, der Deutsche muß Zeit für die Kultur des Geistes sparen" — also hat Chamberlain das Vereinfachen als die höhere Tätigkeit empfunden. Jean Paul fragt sich schon in seiner „Vorschule der Ästhetik": „Warum machen wir gerade durch das Ausländische am stärksten lächerlich? . . . Französische [Wörter] bezeichnen, deutsch angewendet, immer etwas Verächtliches, zum Beispiel peuple ‚Pöbel', courtisan ‚Hasenfuß', maîtresse ‚Beischläferin' usw." Natürlich ist das „immer" ebenso falsch wie die Verallgemeinerung El. Richters. Bei Wortentlehnung kommt beides vor: Worterhöhung

und -erniedrigung. Dasselbe kann man auch bei Fremdwörtern anderer Sprachen wahrnehmen. Jaberg erzählt folgende Geschichte (Zeitschr. für rom. Phil. 29, 57): „Vor einigen Jahren — es war kurz nach Faschoda, in Frankreich blühte der Engländerhaß — wohnte ich im Velodrom von Auteuil einem Velorennen bei. Unter den Mitfahrenden schien ein Engländer Vorsprung zu gewinnen. Plötzlich hörte ich hinter mir den Ruf: Regardez le rosbif. . . . Dem Mann war der Engländer offenbar unsympathisch, es war ihm unangenehm, daß der im Wettkampf siegen sollte. Um ihn zu bezeichnen, suchte er nach einem Worte, das ihn möglichst ungünstig darstelle. Als solches bot sich rosbif nicht etwa nur, weil das Roastbeef nach der Auffassung des Sprechenden das Nationalgericht des Engländers ist, sondern hauptsächlich deswegen, weil das Wort, wie der Engländer, von da drüben, von jenseits des Kanals, herkam und deshalb für unseren Mann einen ungünstigen Gefühlswert besaß." El. Richter, die die Sprachreinigungsbestrebungen der Franzosen logischerweise ebenso unterstützen müßte wie die der Deutschen, könnte hier nun beim besten Willen keine Auslandsanbeterei, auch kein Prunken mit Kenntnissen erkennen — sicher aber wäre die humoristische Wirkung der Bezeichnung des Engländers durch le rosbif verloren, wenn der Franzose gesagt hätte: Regardez la viande rôtie à l'anglaise oder dgl.!

Ferner hat doch E. Lerch mit Recht die Fremdwörter statt „Steine des Anstoßes" „Marksteine der Kultur" genannt: nicht fremde Kulturen, unsere eigene, von Fremdem genährte Kultur treffen wir durch Vernichtung der Fremdwörter: „Hinweg mit der welschen Musiksprache!", das ist bald gerufen (Zeitschr. 1916, Sp. 245). Dem Sprachvereinler macht es keine Schwierigkeit, statt des Italienischen als Gesangsprache das für uns traditionslose Schwedisch vorzuschlagen — aber Mozart und Haydn haben doch nicht aus Schweden ihre Anregungen erhalten. Die Sprachvereinler kennen Ehrfurcht vor der Geschichte nur dort, wo sie deutsche Geschichte ist, und die deutsche Geschichte ist für sie etwas Autonomes, im luftleeren Raum Hängendes.

Übrigens hat El. Richter sich selbst widersprochen, indem sie zum Nachweis der Entbehrlichkeit der Fremdwörter eine Stelle

aus Faust durch Einsetzung von Fremdwörtern lächerlich macht:[7])

Mephisto:	
Wie magst du deine Rednerei Nur gleich so hitzig übertreiben! Ist doch ein jedes Blättchen gut, Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.	Wie kannst du nur so exaltiert perorieren? Das Material ist doch egal, Du signierst mit einem Tröpfchen Blut.
Faust:	
Wenn dies dir völlig Gnüge tut, So mag es bei der Fratze bleiben.	Wenn das dir Satisfaktion gibt, So mag es bei der Farce bleiben.
Mephisto:	
Blut ist ein ganz besondrer Saft.	Blut ist was Extras.
Faust:	
Nur keine Furcht, daß ich dies Bündnis breche! Das Streben meiner ganzen Kraft Ist grade das, was ich verspreche.	Nur keine Angst, daß ich den Pakt breche, Meine intensivste Bemühung Verspreche ich ganz speziell.

Man beachte, daß nicht alle eingesetzten Fremdwörter prosaisch wirken, sondern nur diejenigen, die in unserem Alltagsleben vorkommen: Meine intensivste Bemühung und ganz speziell, sie erinnern an einen höflichen Regierungskommissär, der einem Interviewer Bescheid gibt, Blut ist was Extras ist wieder im Milieu der wienerischen Lebewelt zuhause. Also nicht als Fremdwörter, sondern als Wörter aus der Alltagssphäre sind sie nicht am Platze, ebensowenig wie erbwörtliche, aber mundartliche Wendungen distonieren würden, etwa: Blut ist ein pickfeiner Saft. Dagegen Pakt, signieren, pero-

[7]) Ähnlich versucht auch ein Sprachreiniger in einem Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatts" (Oktober 1917), „Gastrecht oder nicht" betitelt, in Goethes „Erlkönig" statt des Vaters einen Papa einzuführen: aber Papa paßt ja deshalb nicht hin, weil es nur als subjektiver Zärtlichkeitsausdruck der Großstadtkinder üblich ist, also einen modischen Beigeschmack hat: es wäre ebenso lächerlich, in solchem Zusammenhang von Kinderstube zu reden! Eine daneben treffende parodistische Verwelschung Engels hat Lerch a. a. O. besprochen.

rieren, ja sogar Satisfaktion und Farce würden sehr gut zum gelehrt-mittelalterlichen Faust-Milieu stimmen. Im ganzen wirkt das Fremdwort in Dichtungen realistischer, daher wird es je nach dem Wirklichkeitswert der Dichtung mehr oder weniger gebraucht werden: im Vorspiel auf dem Theater ist von der Menge die Rede, die „mit Stößen sich bis an die Kasse ficht Und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren, Um ein Billet sich fast die Hälse bricht"; oder: „Gebt ihr ein Stück, So gebt es gleich in Stücken! Solch ein Ragout, es muß euch glücken; . . . Der saubern Herren Pfuscherei Ist, merk ich, schon bei euch Maxime; . . . Gar mancher kommt vom Lesen der Journale. . . . Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten Und spielen ohne Gage mit. . . . Indes ihr Komplimente drechselt, Kann etwas Nützliches geschehen. . . . Gebt ihr euch einmal für Poeten, So kommandiert die Poesie." Nicht umsonst ist dies Vorspiel auf dem Theater mit Fremdwörtern gespickt: es gibt ein Bild der Wirklichkeit. Und da der Humor des Wirklichkeitssinnes bedarf, so wird er des Fremdworts nicht entraten können: Jean Paul in seiner „Vorschule der Ästhetik" führt die „ausländischen" Wörter als notwendiges Ingrediens der komischen Poesie an. Wollte man aus Christian Morgensterns humoristischen Dichtungen die Fremdwörter tilgen, so hätte man einen Haupteffekt beseitigt. Also nicht unbedingt ist das Fremdwort aus der Poesie zu verbannen, sondern auch hier verhilft es zu nuancierten Ausdrucksmöglichkeiten.

Daß übrigens oft deutsche Dichter im Fremdwort den vollkommeneren Ausdruck sehen, bezeugt eine Stelle, die ich O. Weises „Ästhetik der deutschen Sprache", S. 233, entnehme: „Schiller schrieb im Spaziergang ursprünglich: und ein mystischer Pfad leitet mich steigend empor (dafür später: ein schlängelnder Pfad), majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln (später: prangend), Körper und Sinne leiht dem stummen Gedanken die Presse (später: die Schrift), prüfet der Elemente Gewalt (später: der Stoffe); in Pegasus im Joche: entrollt mit einemmal in majestätischem Wogen . . . verschwindet es am fernen

Ätherbogen (später: in Sturmeswehen . . . entschwebt es zu den blauen Höhen) usw." In allen angeführten Fällen, mit Ausnahme von Presse — das uns aber nur wegen der heutigen Bedeutung des Wortes stört — gibt das Fremdwort dem Satze kühneren Schwung (vgl. besonders Ätherbogen, majestätisch), auch bietet die nicht festumgrenzte Bedeutung des Fremdworts einen dichterischen Vorteil (mystischer Pfad, Elemente), in dem Fall der Elemente wirkt Stoffe zu „stofflich"=prosaisch, nicht genug gedankenvoll=philosophisch; man denke sich etwa in in den Vers „denn die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand" das Wort Stoffe eingesetzt! In diesen Fällen ist also das Fremdwort poetischer, weil unbestimmter, geistiger als das deutsche Wort.

Die Verdächtigung des Fremdworts als „minderen" Wortes entspringt vor allem der Fremdenverketzerung: wenn nicht geleugnet werden kann, daß viele Fremdwortverteidiger an deutsche Ersatzwörter Forderungen stellen, die sie bei den Fremdwörtern nicht für notwendig halten, so ist auch anderseits wahr, daß die Fremdwortjäger die Fremdwörter „vernadern", an ihnen alle möglichen Fehler und Gebrechen sehen: über das Wort Familie schreibt die Zeitschr. 1918, Sp. 72: „Familie heißt . . . soviel wie Dienerschaft, Gesinde. In diesem fremden, häßlichen Wort, das sich nicht einmal in seiner Betonung der deutschen Sprache angepaßt hat, tritt den leiblichen Verwandten gegenüber eine niedrige rechtliche Auffassung zutage. Nicht nur der Diener, der Sklave, sondern auch die Frau und die Kinder gehören zum Gesinde, weil der Hausherr frei über alle verfügen kann. Das Wort ‚Familie' ist also ganz entschieden nicht nur häßlicher, sondern auch inhaltloser. Man sucht hier vergeblich etwas von deutschem Gemüt und deutscher Art." — Das Zurückgehen auf den etymologischen Ursinn eines Wortes, um es moralisch abzutun, hat der Verfasser wohl von Chamberlain gelernt, der den romanischen Friedensbegriff durch dasselbe Trugmittel der Wortherabwürdigung zernörgelt. Unbefangene Forschung würde einfach sagen: die Deutschen haben das Wort Familie entlehnt, weil dessen Begriff durch kein Wort gedeckt war. Der Deutsche hat aber die Poesie seines Heims auch in dies entlehnte Wort hineinversenkt,

so daß es heute ebensowenig „häßlich" und „inhaltlos" ist wie das ererbte Wort Heim. Auch H. Steiner („Der Kampf" 1916, S. 120) begründet etymologisch die Inhaltsleere des Fremdworts: „Was verbindet das Volk mit den Namen Jänner, April, Mai, August, November? Wie arm und abgeblaßt nehmen sie sich aus neben den lebensvollen, fast dichterischen der Tschechen: Eis-, Eichen-, Blüten-, Sichel-, Laubfall-Monat!" Aber wenn ich ein Datum schreibe, schwärme ich nicht lyrisch. Die Sprache ist zur Verständigung da: ob Jänner oder Eismonat gesagt wird, ist gleichgültig; Hauptsache bleibt, daß der richtige Monat ausgedrückt wird. Die noch so poetischen Wörter schleifen sich ab, „blassen" zur bloß verstandesmäßigen Funktion ab — wie die hübsch eingerichtete Wohnung nur mehr als praktisch dienstbar empfunden, ihre ästhetischen Werte etwa nur bei spekulativer Einstellung der Aufmerksamkeit beachtet werden, so ist das Wort „verwohnt" und kann nur ausnahmsweise auf seinen Schönheitswert geprüft werden.

Aus dem Vorurteil, das Fremde, besonders das Französische, wirke „fein", erkläre ich mir das Hinneigen zur Sprachvereinigung, das wir bei der sonst so gar nicht national gesinnten sozialdemokratischen deutschen Presse (zum Beispiel der Wiener „Arbeiter-Zeitung") bemerken: Zur Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, dem Staat usw. gehört auch Gleichheit der Sprache; Privilegien werden nicht geduldet, auch sprachliche nicht. Das Fremdwort wird verabscheut, weil es Klassenunterschiede zwischen Höher- und Minderkultivierten aufrichtet, das „Volk" ausschließt von einer allen zugänglichen Sprache, gewissermaßen eine Art „reservierten Sprach-Abteils" darstellt, vielleicht auch, weil es als sprachlicher „Luxus" empfunden wird und Luxus bekanntlich entbehrlich ist — der Nachweis, die Fremdwörterverfolgung gehöre zum Nationalismus und das Fremdwort sei kein „Luxus", müßte die Sozialdemokraten sofort auf die Seite der Antipuristen bringen.[8])

---

[8]) Diese Zeilen waren schon geschrieben, als mich Elise Richter auf Hans Steiners Artikel „Deutsche Sprache oder Kauderwelsch?" („Der Kampf" 1916, S. 118 ff.) aufmerksam machte, in dem ausdrücklich der Standpunkt des

Der Begriff der Unentbehrlichkeit ist also, auf Wörter der Sprache angewendet, ebenso unklar wie in irgend welchen industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben: der eine Chef „erklärt" diesen Arbeiter für entbehrlich, der andere denselben für unentbehrlich — ebenso wie der eine Sprachkritiker dasselbe

---

„sozialdemokratischen Freundes seiner Muttersprache" dargelegt und eine Scheidung zwischen nationalistischen Motiven der Sprachreinigung und den Gründen der „Schönheit, Reinheit — und Verständlichkeit" versucht wird: es handle „sich nur um die Sprache, um nichts als die Sprache" und „durch unangenehme Nachbarschaft wollen wir uns eine Sache, die sonst gut ist, nicht verekeln lassen", „Abneigung gegen die fremden Worte in unserer Sprache ist nicht Abneigung gegen das fremde Volk, seine Sprache, seine Eigenart und seine Kultur". Ganz richtig, allerdings geht gewöhnlich die eine „Abneigung" in die andere über und Steiner müßte gerade die mächtigste Anti-Fremdwörter-Organisation, den Sprachverein, zur „unangenehmen Nachbarschaft" rechnen. Die Verständlichkeit ist für Steiner die Bedingung einer im sozialdemokratischen Sinne reinen Sprache: durch die Fremdwörter wird den Arbeitern der Zugang zur Bildung unnötig schwer gemacht: „Zu einem Teil ist es gewiß der Vorherrschaft des Fremdwortes zuzuschreiben, daß die Wissenschaft das Wesen einer Geheimwissenschaft noch lange nicht verloren hat" — man könnte allerdings auch sagen, sie würde dieses Wesen auch dann nicht verlieren, wenn ihre Begriffe erbwörtlich ausgedrückt wären: ja gerade die Erbwörter, in der doppelten Funktion des besonderen Wortverstandes der Wissenschaft und der Alltagsbedeutung, würden mißverständlich sein. Das „Dem-Arbeiter-nicht-zu-viel-zumuten" kann schließlich nur das Kriterium des sozialdemokratischen Sprachmeisters sein: ganz richtig spricht Steiner vom „Klasseninteresse der Arbeiterschaft", vom Kampf gegen die „Bevorrechteten"-Sprache, vom „Fremdwort als Feind der Demokratie", vom Zur-Schau-tragen der „Bildung" usw. „Im Munde des Arbeiters ist das Fremdwort vollends unnatürlich, unecht und geschmacklos, es paßt zu ihm wie ein Monokel zum Schurzfell. Und wenn er es gar noch verstümmelt ausspricht und falsch anwendet — was bei einem Sprachunkundigen wirklich nicht zu verwundern ist — so legt er erst recht keine Ehre damit ein." Das Fremdwort ist gewiß nicht immer dem geckenhaften Monokel gleichzusetzen — und sollen wir, weil das Monokel nicht zum Schurzfell paßt, lieber das Monokel als das Schurzfell ablegen? Wenn der Arbeiter „sprachunkundig" ist, folgt daraus, daß der Sprachkundige sich nach ihm richten muß? Es ist klar, daß eine im Wesen so unhistorisch verfahrende Bewegung wie die Sozialdemokratie der sprachlichen Umwertung, dem Wortklassenkampf, der Anbringung des „bonnet rouge" am Vokabular dienen muß. [Vgl. jetzt K. Kraus, Fackel 1918, Nr. 474 bis 483, S. 30.]

Wort ächten möchte, das der andere erhalten will. Die verschiedenen Chefs, die verschiedenen Sprachkritiker haben verschiedene Maße und Maßstäbe.

* * *

Ich habe bisher die Unklarheiten des angeblich so klaren Programms der Sprachvereinler gezeigt und gehe nun an den Nachweis, daß die Bewegung der Sprachreinigung diesen Namen mit Unrecht oder nur durch eine Übertreibung führt. Denn

1. handelt es sich nicht so sehr um Sprachreinigung als um Lautreinigung,

2. handelt es sich weniger um Sprachreinigung als um Sprachvereinheitlichung.

Zu 1. Die Sprachvereinler bezeichnen als Fremdwort das Wort, das sich in seinem äußeren Habitus, durch fremde Laute oder Endungen, als Fremdling verrät. Durch den Glauben, mit dem Fremdlaut oder der Fremdendung hätten wir alles Fremde in der Sprache beseitigt, züchten wir eine Art geistigen Hochmuts: es gibt auch sogenannte Übersetzungslehnwörter, das heißt Wörter, die mit eigensprachigem Wortmaterial, aber nach fremdem Muster gebildet sind und schließlich ebenso auf fremdes Konto gehen, wie wenn ein Wiener Schneider Kleider nach französischer oder englischer Mode nachmacht: so töricht, wie das nach Pariser Mode gemachte Wiener Erzeugnis als „urwienerisch" zu preisen, so töricht ist es, die Übersetzungswörter als Eigengut einer Sprache auszugeben. Wenn wir etwa im Deutschen sagen etwas vom Hörensagen wissen, ist das offenbar nach frz. savoir par ouïr-dire; jemand schneiden stammt aus engl. to cut (short) usw. Einige Sprachen wie das Ungarische, Tschechische, Neugriechische haben nur wenig äußerlich kenntliche Fremdwörter, dafür um so mehr Übersetzungslehnwörter: sie sind zwar für den oberflächlichen Beschauer „reiner", für den Sprachforscher ebenso verschuldet bei anderen Sprachen wie das fremdwörterreiche Deutsch. Fritz Mauthner hat uns vor allem sehen gelehrt, wie eine „gemeinsame Seelen-

situation" alle europäischen Kulturen und Kultursprachen verbindet und keine Einzelsprache aufstehen kann, die da von sich sagen könnte: „Ich bin ich." Jede ist der anderen verschuldet und Panurges Grundsatz vom allgemeinen Borgen und Leihen scheint auch das Prinzip in der Sprachwelt zu sein. Otto Ludwig wird vom Sprachverein gepriesen, weil er zum Beispiel statt Explikation und Evolution „Entwicklung, Herauswicklung, Entfaltung des schon Vorhandenen" gesagt habe — aber tragen diese Verdeutschungen nicht die Spur fremden Geistes? Fritz Mauthners Büchlein über „die Sprache" entnehme ich einige urdeutsch klingende Sätze, die doch auf Schritt und Tritt „gestohlenes Gut" oder „Lehngut" aufzuweisen haben: Unter den Lebewesen besitzt ausschließlich das menschliche Geschlecht eine Sittlichkeit im engeren Sinn des Wortes: Lebewesen nach animalia; besitzen: Grimm erwägt, ob die Abschwächung zu „haben" nicht aus dem Juristenlatein stamme (possidere); ausschließlich: aus exclusive; das menschliche Geschlecht = genus humanum; Sittlichkeit = moralitas, wie Sitte = mores; im engeren Sinn = sensu restrictiore. Oder: die Gegend macht einen malerischen Eindruck: Gegend = frz. contrée, ital. contrada wie gegen = contra; malerisch = pittoresco; Eindruck = impressio. Oder wenn auch Kadett, Leutnant und General in unserer Heereshierarchie durch deutsche Wörter ersetzt würden, so bliebe dennoch diese Hierarchie selbst eine französische Entlehnung, da Frankreich eben das erste stehende Heer ausgebildet hat. Das Ungarische sagt für Leutnant hadnagy, für Oberleutnant főhadnagy (fő- = „Ober"): jeder nüchterne Beurteiler wird die Entlehnung aus deutscher Nomenklatur erkennen, ebenso wie etwa die bulgarischen Uniformen „entlehnte" deutsche sind! Die Sprachreinigung schafft also vom Fremden nur das weg, was in die Augen sticht, das Fremde, das nur durch historische Betrachtung als solches erkannt werden kann, kann bleiben. Ja dieses wird gelegentlich dem offensichtlichen Fremdwort vorgezogen: Familie soll durch Haus ersetzt werden, weil Luther (Josua 24, 15) aus dem Hebräischen annī uvēssi wörtlich übersetzt hat: „ich und mein Haus" — also lieber den syntaktischen

Hebraismus als den lautlichen Latinismus! Diese heuchlerische Inkonsequenz — cant nennt das der Engländer — erinnert an die der Riechwarenhändler, die ihre nach französischem Rezept gebrannten Essenzen in Fläschchen mit deutscher Marke tun oder „Konfektioneure", die die von Frankreich hereingeschmuggelten Moden „lancieren", aber das -s des Wortes Modes auf dem Geschäftsschild überkleben.[9]) . . . „Die ganze Puristenarbeit ist eine Arbeit an der Oberfläche, sie schreckt zurück, wo es an die Wurzeln gehen sollte" — schreibt Adolf Braun („Der Kampf" 1916, S. 77). Von der Gabelentz gebraucht vom Sprachreinigen das Bild: „das pflegt zu gehen wie mit den Büchern aus zweiter Hand; der Name des Vorbesitzers ist durchstrichen, aber noch zu lesen, oder er ist herausgeschnitten und die verklebte Lücke verrät, daß er vormals da war". Die Sprache wird also niemals „rein" von fremdem Gut, da die Sprecher nicht „rein" von ihm sind, sondern höchstens homogen.

Der Höhepunkt des cant wird erklommen, wenn ein „unentbehrliches" Fremdwort beibehalten, zu seiner Rechtfertigung aber irgendwie bewiesen wird, daß das Fremdwort gar kein Fremdwort sei, sondern ein sogenanntes „gutes altes deutsches Wort", das nur zufällig von dem lästigen Ausländer überdeckt worden sei: da will uns Sarrazin beweisen, daß Leutnant ein althochdeutsches Wort sei (von leut „Volk" und nant „berühmt" wie in Ferdinand — Zeitschr. 1915, Sp. 130), allerdings hat er keine alten Belege beigebracht und nicht den riesigen Zufall erklärt, wieso ein frz. lieu-tenant „Stellvertreter" gerade mit dem angeblich althochdeutschen leutnant „volksberühmt" in der Bedeutung einer militärischen Charge zusammengetroffen sei. Die Etymologie steht da im Dienste der Nationalismus: denn nationaler Chauvinismus ist es, wenn

---

[9]) Oder auch an den Vorgang des englischen Königshauses, das sich im Kriege nicht mehr Hannover, sondern Windsor zu nennen begann — kann es leugnen, deutschen Ursprungs zu sein? Oder: der Konzertsänger Duhan singt im Wiener Konzerthaussaal im Löweschen Prinz Eugen-Lied statt von einem Türkenlager von einem Feindeslager — kann er die Tatsache ungeschehen machen, daß Prinz Eugen gegen die Türken focht?

etwa in Frankreich die von einem Franzosen aufgestellte Etymologie eines Wortes, in Deutschland die eines deutschen Gelehrten gelehrt wird, als ob es verschiedene, parallel laufende Sprachwissenschaften gebe — etwa wie der Franzose Bordeaux-, der Deutsche Rheinwein trinkt oder in beiden Ländern verschiedene Seifenmarken in Gebrauch sind! Chauvinismus, wenn bei einer etymologischen Untersuchung der französische Forscher sich freut, ein lateinisches Etymon (kein germanisches), der deutsche ein germanisches (kein lateinisches) ausfindig gemacht zu haben, als ob es sich darum handelte, ein den politischen Idealen der Franzosen oder Deutschen genehmes und nicht das Etymon des Wortes aufzufinden. Die Italiener, die die germanische Abkunft des Namens Alighieri nicht zugeben wollen, müssen wir verlachen! Auch bei literarischen Entlehnungstheorien spielt ja das Vorhandensein oder Fehlen des Nationalismus eine große Rolle: wer weiß, ob nicht einer der Antriebe zu Gaston Paris' Epentheorie die deutschfreundliche, zu der Bédiers die deutschfeindliche Stimmung der Autoren gewesen ist?

Ähnlich mißlungen wie Sarrazins „Rettung" von Leutnant ist die neuere Ansicht Elise Richters, frisieren sei ein deutsches Wort: es stamme von Fries (angels. fris „gelockt") und die Endung -ieren sei seit 600 Jahren schon eingebürgert — ja, aber die Übertragung des Wortes auf die Haarpflege und gerade die Endung -ieren, die nur Lehnwörtern eigen ist, spricht doch gegen diese Auffassung: Fries ist deutsch und -ieren ist deutsch, nicht aber die Zusammenkupplung dieser beiden!

Im Anfang des Krieges leistete man viel im Überkleben fremdsprachiger Inschriften[10]); mit der Tilgung des -s von

[10]) Die Zettel sind allerdings schon welk wie die anfängliche Chauvinistenstimmung. Und daher passieren oft Dinge, wie sie die „Arbeiter-Zeitung" vom 6. August 1916 berichtet:

„Mißlungener Patriotismus: Der Krieg dauert jetzt schon zwei Jahre und so fallen denn die Aushängetafeln mit den überklebten Überschriften nicht mehr auf. Man weiß es, daß, wenn vor ‚Galanteriewaren' ein schwarzer Klecks steht, es geheißen hat, ‚Französische' und vor Stoffen ‚Englische'. Weiß es, und denkt weiter

Modes, des =y von Savoy (einer Schuhfirma in Wien), der Einsetzung eines ü statt des i in Café Westminster (auf der Wiener Mariahilferstraße) glaubte man eine Abschlagszahlung an den Geist des Deutschtums entrichtet zu haben — aber die Überkleisterungsmethoden blühen noch weiter: denn Überkleisterung nenne ich nicht nur einen Vorgang wie die Verwandlung von Westminster in Westmünster, sondern auch die Schreibungen Büro, Frisör, Schofför, Keks, die der Sprachverein im allgemeinen ablehnt: immerhin werden Kompagnie und Batterie durch die Schreibung Kompanie, Battrie „deutsch" (Zeitschr. 1917, Sp. 201) gemacht. Wieso ist übrigens die Schreibung Kompanie „sprachlich richtiger"? Überkleisterungen sind die Verdeutschung von Leutnant zu Leitmann, über die sich Karl Kraus (Fackel 1916, Nr. 431—6, S. 104) weidlich lustig gemacht hat, aber auch die vom Sprachverein (Zeitschr. 1916, Sp. 200) vorgeschlagene „Umdeutschung" Trottweg[11]) für Trottoir, das den französischen Ursprung an der Stirne geschrieben trägt: sagt denn jemand trotten für gehen? Da

---

nicht daran. Und doch sind manche lehrreich. Da gibt es ein Lebensmittelgeschäft. Als der Krieg mit Rußland ausgebrochen war, wurde flugs das ‚Russisch' weiß überstrichen. Es vergingen Monate, Italien trat auf die Seite unserer Gegner, aber inzwischen hatte sich unser Lebensmittelhändler beruhigt und noch heute prangt das ‚Italienisch' auf seiner Tafel und niemand nimmt selbstverständlich Anstoß daran. Den Vogel aber hat ein Schneidermeister abgeschossen. Jahrelang stand auf dem Schilde ‚engl. Kostüme'. Da kam der Krieg, der Meister näht natürlich weiter englische Kostüme, so gut oder so schlecht, wie er es vor dem Kriege getan hat. Aber das ‚engl.' ist weggekratzt und jetzt heißt es ‚feine'. Der gute Mann weiß gar nicht, daß er damit die Engländer eigentlich gelobt hat, denn er sagt doch, englisch ist soviel wie fein. Ja so geht's, wenn man gar zu patriotisch sein will."

[11]) Die Umdeutschung ist das, was man in der Sprachwissenschaft Volksetymologie nennt (arcubalista = Armbrust) — sie empfehlen heißt planvoll Versprechungen befürworten, züchten, um nur ja nicht zu sprechen „wie jene". Da hat ein Kind Trottoir zu Trottweg verunstaltet und schon teilt dessen reinigungswütiger Vater die Um- und Mißbildung dem Deutschen Sprachverein mit, der der kindlichen Verirrung sofort richtunggebenden Einfluß sichert.

ziehe ich den alten Bürgersteig noch vor, der wenigstens aus den Überlieferungen der deutschen Stadt erwachsen ist; wo der Sprachverein überkleistern will, das heißt wo das Fremdwort so nötig ist, daß man es nicht vertreiben möchte, da verstecke man sich nicht heuchlerisch, sondern behalte es frank und frei! Und überhaupt zeigt der Ersatz von Trottoir durch Trottweg eine Angst vor fremden Lauten (also dem ua), nicht aber vor fremder Denkweise (der Bezeichnung eines Gehweges durch das Zeitwort trotten): warum? weil der fremde Laut sofort als fremd auffällt, während Gedanken bekanntlich zollfrei und daher mit keiner fremden Marke versehen sind. Radikale Deutsche werden aber vielleicht so weit gehen, zu fragen: sollte man aus unserer Kultur nicht auch die fremden Gedanken verbannen? Dann müßten wir unsere Sprache zertrümmern, die stets von fremden Völkern Gedanken und Worte bezogen hat! Wer die Sprachreinigung in dem herkömmlichen engeren Sinne mit der Reinhaltung des eigenen Körpers vergleicht (Zeitschr. 1915, Sp. 174), müßte sein ganzes Gedankenleben als unrein empfinden!

„Überkleisterung" nenne ich auch den Vorschlag, statt Newcastle, Neukastel zu sagen (Zeitschr. 1914, Sp. 374): „Ich meine also, wir sprechen diese fremden Namen, wie sie unserer Zunge bequem liegen. Dabei kann es nicht fehlen, daß in der ersten Zeit manche Abweichungen in der Aussprache vorkommen. . . . Wir meinen nur, daß es auch unser Recht ist, diese Namen so mundgerecht zu machen, wie es die Ausländer mit unseren Namen tun, wobei wir mit der Zeit wohl zu einer einheitlichen Aussprache kommen werden." Dieser Glaube ist trügerisch — jedenfalls zieht der Verfasser sprachliche Anarchie der korrekt fremdsprachigen Aussprache eines ausländischen Ortes vor! Chacun a son goût!

Die Konte soll an Stelle von das Konto treten (Zeitschr. 1918, Sp. 51) — Überkleisterung und kein Ende! Elektrizität wird teilweise überklebt und ergibt so: Elt (Zeitschr. 1918, Sp. 51 und 81), ein Wort, das übrigens an das Volt erinnert, das seinerseits — o Tücke des Schicksals! — einem italienischen Grafen nachgebildet ist, — lieber ein Wort un-

kenntlich machen als seine Fremdheit kenntlich lassen, so lautet die Parole!

Zu 2. Der Kampf gegen das Fremdwort ist dem Sprachverein „nicht das einzige, ja nicht einmal das wichtigste Ziel", ihm obliegt „die Pflege der Sprache im allgemeinen" (Zeitschr. 1915, Sp. 218), seine Aufgabe wird (Zeitschr. 1916, Sp. 215) dahin definiert, „den echten Geist der Sprache zu pflegen, Liebe und Verständnis für die Muttersprache zu erwecken, den Sinn für ihre Richtigkeit und Schönheit zu beleben, sie von unnötigen fremden Bestandteilen zu reinigen und auf diese Weise das deutsche Volksbewußtsein zu kräftigen"; es ist aber doch Tatsache, daß der Kampf gegen die „würdelose Fremdwörterei" drei Viertel der Werbetätigkeit des Sprachvereins ausmacht, daß die Spalten seiner Zeitschrift vorwiegend der Ausrottung der Fremdwörter gewidmet sind und daß bei der Bekämpfung von schlechtem Deutsch weit weniger leidenschaftliche Töne laut werden, als bei der eines lästigen Fremdworts: „als ob Sprachverderb nur von außen, nicht auch von innen kommen könnte," sagt Kürnberger. Ein Beispiel: ein „Eingesendet" (1917, Sp. 268 ff.) regt an, die militärischer Aussprache der Höheren vom Typus: „haben Herr Leutnant . . .?" „Infanterist X. bittet Herrn Hauptmann um Urlaub" abzuschaffen. Darauf Sarrazin der Stahlharte: „Ich meine, wenn und solange unsere Heeresleitung diese Anredeform als ein Mittel zur Aufrechterhaltung und Stärkung der Dienstzucht festhalten zu müssen glaubt, sollen wir nicht daran rütteln. Und erst recht die älteren Rekruten aus den gebildeten Kreisen sollen die ihnen anfangs unbequeme und widerstrebende Anredeform mit dem Verständnis des gereiften Philosophen und vor allem mit dem deutschen Humor hinnehmen, der neben der straffen Manneszucht eines der prächtigsten Mittel ist, alle Mühsal des Soldaten- und Kriegslebens freudig zu tragen, nicht nur durchzuhalten, sondern, was die Hauptsache ist, kraftvoll durchzusiegen bis zum glorreichen Ende." Hier also trotz besseren Wissens eine milde Duldsamkeit, die Berufung auf einen „von altersher herrschenden Brauch", auf ein „Mittel zur Aufrechthaltung und Stärkung der Manneszucht" — lauter Argumente, die man Fremdwörtern

gegenüber sonst nicht gelten läßt. Die Gehorsamkeit dem Militär gegenüber paßt schlecht zur sonstigen tyrannischen Ächtung alles eingebürgerten Fremdguts. Übrigens zeigt gerade dieses Beispiel wieder, wie die Verallgemeinerung zentralistischer Grundsätze von Übel wäre: dem Österreicher bedeutet die Wendung haben Herr Leutnant . . .? ebensowenig eine Erniedrigung wie dem Niederdeutschen, weil er auch sonst in höflicher Rede etwa haben Herr Professor . . .? sagt, wohl aber demütigt ihn das entpersönlichende, den Menschen zu einer Nummer umschaffende Infanterist X. bittet . . .[12])

Ein Philologe bekämpft (Zeitschr. 1917, Sp. 173) die „halb deutschen, halb fremdsprachigen" militärischen Bezeichnungen, wie I-Flak = Inspekteur der Flug-Abwehr-Kanonen, und lehrt: „der I-Flak ist der Oberbefehlshaber der Flak, der O-Flak". Aber, ob O-Flak oder I-Flak gesagt wird, ist doch wohl von sekundärer Bedeutung gegenüber der Scheußlichkeit solcher — im mündlichen und umgangsprachlichen Verkehr vielleicht bequemer — Buchstabenwörter, Wendungen wie kriegstrauen Sie uns!, die doch nur scherzhaft sein können, nimmt ein Professor (1917, Sp. 174) so auf: „ich meine, wir sollen an den Neubildungen nicht mäkeln, sondern uns über die Entwicklungsfähigkeit der Sprache freuen". — Das Kriegerische und Kriegeschaffene ist natürlich mit einem noli me tangere gefeit!

Gegen militärische Fremdwörter verfährt der Sprachverein gar sanft, sogar für pour le mérite legt er gelegentlich (vgl. dagegen 1918, Sp. 17) ein mildes Wort ein. Bei Regiment, Bataillon, Kompagnie handelt es sich „durchwegs um althergebrachte, geschichtlich gewordene, jedem Soldaten ans Herz gewachsene Bezeichnungen" (1917, Sp. 200), aber dasselbe ließe sich auch für Sauce, Fiaker usw. sagen und, wenn es gilt, Geschäftsinteressen zu schonen (die zweifellos durch die Umwandlung von Sunlight in Sonnenlicht verletzt würden),

---

[12]) Auch die von anderer Seite vorgeschlagene Ersetzung der Höflichkeitsform Sie durch Ihr — wird mit Rücksicht auf die „so tief in die mündliche Alltagssprache eines jeden Deutschen eingreifende Änderung" verweigert (1917, Sp. 176) — sonst ist der Sprachverein nicht so sanft und operativen Eingriffen in die Sprache wenig abgeneigt!

da weiß man von „entwürdigender Engländerei" zu deklamieren (1915, Sp. 11), oder, wenn in einem Badeort die Aufschrift: On parle français, English spoken, das Wort Hotel beibehalten ist, so wird das „eine Schmach" genannt (Sp. 236). Das Argument: „nein, dieser Fachausdruck ist nicht übersetzbar, noch ersetzbar, er ist außerdem völlig eingebürgert, er ist eben ein — Fachausdruck!" schreckt doch sonst die Sprachvereinler nicht ab (1915, Sp. 37). Das Sanitäts-Departement des preußischen Kriegsministeriums durch Gesundheits-Abteilung oder dgl. zu ersetzen (das österreichische Kriegsministerium hat doch nur Abteilungen!), „muß indessen selbstverständlich ruhigeren Zeiten vorbehalten bleiben" (1917, Sp. 188). Selbstverständlich? Manchmal wird österreichische offizielle Sprachreinigung gelobt (wenn allerdings kaiserliche Befehle vom „Standort" datiert sind, so ist das keine Verdeutschung, sondern eine andere Ausdrucksweise: wie man Standort der Feldpost sagt, so kann man auch Standort des Hauptquartiers sagen). Warum gilt nicht dasselbe für das deutsche „Hauptquartier" wie für den österreichischen „Standort"?

Lustig ist dabei zu beobachten, wie jeder Sprachkreis seine Lieblingsfremdwörter hat, die er nicht lassen möchte. Der Sozialist Steiner schreibt („Der Kampf" 1916, S. 123): „Für das öffentliche Leben muß man . . . jenen Worten, die für uns einen gewissen Gefühlswert haben oder die uns durch die Überlieferung teuer sind, das Recht auf Dasein zugestehen. Von der ‚internationalen, revolutionären' Sozialdemokratie wollen wir uns nicht trennen, und um ‚Proletariat, Militarismus' usw. werden wir uns nicht ärmer machen lassen." Das heißt also: jeder macht Ordnung — im fremden Hause (so wie man etwa seine Hausjuden leben ließ, die übrigen Juden erschlug!).

Dem deutschen Kaiser gegenüber ist der Sprachverein gar sehr tolerant und man hat den Eindruck, daß nur allmählich und unter dem Druck der entfesselten Masse eine Polemik laut wird: noch Oktober 1914 findet Sarrazin die Rüge des Adieu, Grenadiere!, das Kaiser Wilhelm gesprochen hatte, für „wirklich unangebracht". „Das Adieu ist uns allen — wer möchte sich ausnehmen? — von Kindesbeinen an so ge-

läufig, daß es selbst denen, die sich jahrelang ernsthaft bemüht haben, es zu vermeiden, im unbewachten Augenblick doch stets von neuem unwillkürlich wieder entschlüpft." Zum Schluß ein kriecherischen Kotau, der den Einfluß des Monachen und überhaupt eines Einzelmenschen denn doch zu hoch bemißt: „Freilich, davon bin ich fest überzeugt, und wohl alle Deutschen mit mir: wenn sich unser Kaiser bei einer nächsten Truppenschau von seinen Soldaten mit einem deutschen ‚Grüß Gott!' verabschieden sollte — dem ‚Adieu' wäre mit einem Schlage der Garaus gemacht, soweit die deutsche Zunge klingt!" (Vgl. auch 1915, Sp. 26.) Wir sind nun baß erstaunt, 1916 (Sp. 64) zu lesen: „Es geht wirklich nicht an, mit einem durch keine Sachkenntnis getrübten Urteil das glücklich überwundene Fremdwort ‚Adieu' noch verteidigen zu wollen; das deutsche Volk hat es auf der ganzen Linie zurückgedrängt; wer das nicht zugeben will, fordert Empörung und Entrüstung heraus." — Der Wiener stutzt wohl über diese kraftmeierische Behauptung, da die „ganze Linie" doch offenbar in Wien ein Loch hat. Man sieht, was dem deutschen Volk als notwendiger Ausdruck völkischer Gesinnung eingeredet wird, hat nicht von jeher zum Bestande unerschütterlicher Ansichten gehört. . . . Vor die Wahl zwischen Fremdwort und schlechtem Deutsch gestellt, entscheidet sich der Sprachverein bei militärischen Wörtern für letzteres: daher das scheußliche Mobilmachung statt Mobilisierung.[13])

[13]) Merkwürdig, daß patriotisches Empfinden Sprachgreueln wie Mobilmachung Weihrauch streuen kann: A. Schulze spricht in einer Immatrikulationsrede (Südd. Monatshefte 1914, S. 117) vom Tag der „Mobilmachungserklärung" und nun gar von der „Zeit der Wehrhaftmachung, die den alten Germanen die Mannbarkeit im Sinne des öffentlichen Rechts bedeutete". Mobilmachung wird oft mit einem hieratisch-sakralen Weiheduft umgeben, so, wenn von einer Sünde gegen den Geist der Mobilmachung geredet wird oder Bahr in seinem „Kriegssegen", S. 21, schreibt: „wir sahen es mit Augen, wir sahen mit unseren seitdem geweihten Augen, die deutsche Mobilmachung" — es siegt das reichsdeutsche Fremdwort über das österreichische. Ja, Deißmann, der ein inneres Aufgebot kennt, mobilisiert sogar die Religion (nicht etwa bloß den Klerus): „Die Religion hat mit dem Kriege nicht ihren Bankerott erlebt, sondern ihre Mobilmachung" (zitiert von Panzer, Zeitschr. für den deutschen Unterricht 1915, S. 119). Auch von seelischer Mobilmachung

Ob übrigens der militärische Stil der Zeitschrift, von dem der Leser schon einige Proben kennen gelernt hat, ein Gewinn für die deutsche Sprache ist? Da erläßt der Musikverlag Litolff einen „schneidigen" (das Wort ist gesperrt gedruckt — Zeitschr. 1915, Sp. 6) Aufruf, die Provinzregierungen und Polizeibehörden kämpfen mit dem Sprachverein „Schulter an Schulter", „das deutsche Volk hat es (das Wort adieu) auf der ganzen Linie zurückgedrängt" (1916, Sp. 64), die „Mobilmachung des öffentlichen Deutschbewußtseins", die im August 1914 einsetzte, fand „viele Angriffspunkte und Einbruchstellen. Wer in jenen Tagen ... in Berlin lustwandelte, konnte an diesen Verlusten die wuchtige Stoßkraft ermessen, mit der das erwachte Sprachgewissen dem Gegner seine Willensmeinung beizubringen verstanden hatte" (1916, Sp. 147); der Krieg des Sprachvereins, der ein „Kampfverein" sei, kann nur ein „Stellungskrieg sein", die Sprachvereinler beabsichtigten aller „Flaumacherei" zum Trotz nicht etwa nur „‚durchzuhalten' — das Wort hat einen ‚leidenden', einen schwächlichen Beigeschmack — nein, wir wollen, wie unsere Feldgrauen, uns durchschlagen, wollen, wie sie, durchsiegen bis zum glücklichen, glorreichen Ende" (1916, Sp. 215), „hier gilt es, den Feind nach möglichst genauer Erkundung seiner ‚Stellungen' ... zu besiegen". Diese Militarisierung des Denkens ist natürlich nicht nur Ausdruck einer Weltanschauung, sondern Ausnützung der Aktualität, die eben aufs Militärische gestimmt ist: daß dieser Heeresleitungsstil ein künstlerischer Gewinn sein soll, kann ich nicht finden! Außerdem ist die Nüchternheit der der Strategie entlehnten Wendungen dort am Platze, wo die Realität an sich großartig und riesig wirkt; dort, wo sie auf Dinge des Alltags oder subtile geistige Vor-

haben wir gehört (zitiert von Anna Hoffa, ebenda 1916, S. 198). Das zweite, zu einer Art Kirchenwort gewandelte, von Ostwald philosophisch verklärte Fremdvokabel ist Organisation: Stilgebauer schreibt in der „Friedenswarte" 1916, S. 76: „Die Hasser, die jedes Fremdwort aus dem deutschen Sprachschatz verbannen möchten, die die ‚Loge' in eine ‚Laube' wandelten, um sich und ihre Kindeskinder dem hellen Gelächter Europas preiszugeben, haben sich ein neues Fremdwort ausgeknobelt. Werdet Ihr darob nicht schon stutzig und begreift Ihr? Das Wörtlein lautet: ‚Organisation'."

gänge angewendet wird, erscheint sie wie eine Travestie, deren Berechtigung man wegen Abgenütztheit der Wendungen nicht einsehen kann.

Die „Deutsche Kriegszeitung" weidet sich an dem „schlagenden" Deutschtum in einem Gedicht, das der Aufnahme in des Sprachvereinlers P. Pietsch' „Deutscher Sprache Ehrenkranz" (2. Auflage, 1915) würdig befunden wurde. Da heißt es nach Anführung des Fremdgutes unter deutschen Armeeworten: „Aaaber! (sic!) Kloppe, Keile, Wichse, Senge, Haue, Bimse eine Menge, auf den Feind mit kräft'gen Hieben, ‚Das ist alles deutsch geblieben'." Als der „gegenwärtig volkstümlichste ‚deutsche Schriftsteller'" wird Generalquartiermeister von Stein mit „seinen auch sprachlich vorbildlichen Kriegsberichten" (Zeitschr. 1914, Sp. 341) genannt — eine Ansicht, über die ich mich im Jänner 1914 in der Internat. Rundschau geäußert habe.[14])

---

[14]) Daß auch Literaten von Rang dem galonierten Militarismus erliegen, zeigt Thomas Mann in seinen „Gedanken im Kriege" („Neue Rundschau" 1914, S. 1473): „Mir wenigstens schien von jeher, daß es der schlechteste Künstler nicht sei, der sich im Bilde des Soldaten wiedererkenne. Jenes siegende, kriegerische Prinzip von heute: Organisation, es ist ja das erste Prinzip, das Wesen der Kunst. Das Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung, Systematik; das strategische Grundlagen schaffen, weiter bauen und vorwärts dringen mit ‚rückwärtigen Verbindungen'; Solidität, Exaktheit, Umsicht; Tapferkeit, Standhaftigkeit im Ertragen von Strapazen und Niederlagen, im Kampf mit dem zähen Widerstand der Materie . . .; als ein Ausdruck der Zucht und Ehre, endlich Sinn für das Schmucke, das Glänzende; dies alles ist in der Tat zugleich ‚militärisch und künstlerisch'." Die österreichische, nachgeklapperte, historisch verbrämte Version dieses Textes — nur daß noch immer die Mobilmachung angeschwärmt wird — steht in H. Bahrs „Kriegssegen", S. 22: „Was ist denn der Geist unserer deutschen Mystik, der Geist der Meister Eckhart und Tauler als: Trunkenheit der Seele bei wachem Verstande! Enthusiasmus einzufügen in Zucht und Ordnung in das erkannte Gesetz, darauf beruhen alle deutschen Taten. . . . Und was ist denn die deutsche Musik von Bach über Beethoven bis Wagner, ja Richard Strauß, als: Enthusiasmus mit Disziplin! Deutsche Musik ist unsere Mobilmachung gewesen: es ging in ihr genau wie in einer Partitur Richard Wagners zu: völlige Verzückung bei völliger Präzision!" Graf Tisza findet in der Musik die „edlen Gefühle des Krieges", H. Bahr die „Mobilisierung" wieder — wer ist da der größere Feuilletonist?

Ist das byzantinische „hochgeneigtest" (1913, Sp. 53) in einer Zuschrift an den Reichskanzler mit dem „vornehmen deutschen Selbstbewußtsein und deutscher Kraft" vereinbar, die auf derselben Seite gepriesen werden?

Ich kann also das Urteil Theodor Lessings („Der Vortrupp" vom 16. Juni 1916) nicht unterschreiben: „Die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, von Männern geschrieben, die tagein tagaus mit Geschichte, Bau und Denkmalen der Muttersprache sich beschäftigen, ist vortrefflich; ein Genesungsborn, ich wüßte keinen besseren. . . ." Die geringe Leidenschaftlichkeit beim Kampf gegen schlechtes Deutsch[15]) erklärt sich ganz einfach aus dem Fehlen eines befeuernden Hasses: Die Fremdwörterhatz ist mit Nationalhaß verbunden, der Haß gegen schlechtes Deutsch müßte in ästhetischer Empörung wurzeln, die dem Durchschnittsmenschen nicht gegeben ist. Und das ist auch das Verwerfliche am Kampf gegen die Fremdwörter, daß er nicht bloß die eigene Sprache veredeln und verschönern will, aus einem klar und besonnen erschauten idealen Bestreben heraus, sondern daß er eine Hasseslauge ausgießt über alles Fremde, über fremde Sprachen und Kulturen, daß die Besinnung auf das eigene Deutschtum nicht in ruhiger Ausscheidung des Wesensfremden, sondern in Verketzerung des Fremdnationalen besteht. Die harmlose Freude, die der Spießbürger dem Wustmannschen Kampf gegen Sprachdummheiten entgegenbrachte, stammte bloß aus der Befriedigung, die sein Durchschnittsverstand empfand, wenn er eine „unlogische" Wortverbindung ausfindig gemacht hatte; es schmeichelte dem philiströsen Autoritätsglauben, wenn er im Namen der Sancta Grammatica gegen die sprachliche Unzucht der Zeitläufte einschritt. Die Fremdwörterverketzerung kommt dagegen den dunkelsten Instinkten des unwissenden Rohlings entgegen, der schlagen, dreinschlagen, totschlagen will — Menschen, Worte, was immer! Die Fremdwörterverketzerung gehört zur nationalen Verhetzung, zum Lügenkrieg — zum Krieg! Elise Richter schreibt,

[15]) Dieselbe Rüge kann man auch dem Kunstwart (Deutscher Wille) erteilen: derselbe Kunstwart, der sich gegen die Budapester (statt Ofenpester) Straße in Berlin aufregt, schreibt „ausweislich einer Pariser Postkarte" und „in Sachen: Alkohol!"

„es werde jetzt mit einer Macht verdeutscht, die eine wirkliche Volksstimmung zum Ausdruck bringt. Wenn man je von einer sprachlichen Strömung reden konnte, so ist es der jetzige Verdeutschungsdrang". Die Berufung auf die Masse wird nicht dem imponieren, der „das Volk" feindliche Untertanen im Kriege beleidigen und mißhandeln gesehen, der das Einhauen von Fensterscheiben, die Belästigung feindlicher Staatsangehöriger auf der Straße oder dgl. als volkstümliche Kriegsrepressalien erkannt hat.

Die Weihestimmung, die die Zeitschrift (1915, Spr. 97) um die Entfernung einer fremdsprachigen Aufschrift gießt, wird nicht jeder nachempfinden: „Als Leipziger Zeitungen berichteten, wie das Schild des Café français unter Volksbeteiligung heruntergenommen wurde, fügte ein Leser ergriffen bei: fast so schön war die Feier auch im Jahre siebzig!" (wobei ich bemerke, daß das Schild des Café Fälsche ja schon lange ein Anachronismus war!). Dies steht in einem Aufsatz „Der Krieg als Spracherzieher"! Daß das Hinausschmeißen, das Schmeißen, die Zerstörungswut auch bei der Sprachreinigung am Werk ist, erkennt man schon aus Abhandlungstiteln wie „Fremdwörter, hinaus!" „Fünftausend Fremdwörter ausgemerzt!" usw.

Das Wegräumen fremder Vokabeln anläßlich des Krieges erinnert aber auch an die pöbelhaften — das von v. Hoffmannsthal in seiner „Neuen Freien Presse" stammende Feuilleton vom 29. November 1914 gebrauchte Wort hat den Sprachverein sehr empört — Anflegelungen und Hinauswürfe, die sich die bislang so gefeierten französischen und englischen Gouvernanten gefallen lassen mußten. „Jetzt ist Krieg, da kann man roh sein, der Feind ist auch nicht anders" — das ist eine Logik, die das Freiwerden aller gemeinen und zerstörenden Instinkte erlaubt. Ja, wenn jemand der Fremdwörter wegen zu tadeln ist, so seid ihr es doch, ihr Deutsche, die ihr die fremden Wörter so liebevoll aufnahmt — warum seid ihr gegen die Franzosen und Engländer so erbost, die sie euch nicht aufdrängten?

Die wilden Instinkte des Volkes kann man künstlich aufpeitschen: die Alldeutschen erregen sie gegen die Fremdvölker, die Allesverdeutscher gegen die Fremdwörter. Beide glauben

eine patriotische Tat zu tun. An zahllosen Stellen der Zeitschrift wird die Parallele zwischen den Kämpfern an der Front und denen wider das Fremdwort gezogen, einmal sogar der „Sprachmut" dem Frontmut gegenübergestellt. Der Krieg, den der Sprachverein führe, sei ein „Stellungskrieg", „wie der, den unsere Feldgrauen führen", „und diese Kriegführung unserer herrlichen Feldgrauen, ihr Kämpfen und Siegen, soll für uns Sprachvereinler auch in unserem kleinen Kampfe für unsere teure Muttersprache stets das Muster sein" (Zeitschr. 1916, Sp. 215). Da gibt es allerlei „treue feldgraue Helfer", die zwischen zwei Schlachten ihre Empörung über „Französelei" und „Engländerei" in markige Sätze wie „Dies im dritten Kriegsjahr ist geradezu eine Beleidigung für alle Feldgrauen!" bannen (Zeitschr. 1917, Sp. 238), einmal ist sogar ein stellvertretendes Generalstabskommando in diese Hinterlands-Ausdrucksweise verfallen (zitiert Zeitschr. 1915, Sp. 161): „Während unsere Krieger mit Leib und Seele das Vaterland freihalten von unseren zahlreichen Feinden, ist es in der Heimat jedermanns Pflicht, dafür zu sorgen, daß auch deutsche Sitte, deutsche Bildung, deutsche Sprache befreit werde von fremdländischen Eindringlingen." Also Gut und Blut draußen fürs Vaterland, „hinten" für die Sprachreinigung! Dabei ist nie so recht klar, ob die Front nach innen oder außen gewandt ist — gegen die Fremden, die uns die Fremdwörter gegeben, oder gegen die Deutschen, die sie angenommen haben. Hüten wir uns vor der Personifikation des Wortes Fremdwort, das wie der böse Feind gemalt wird: 100.000 Fremdwörter sind nach Zeitschr. 1918, Sp. 40, „wie ein Heuschreckenschwarm in die deutsche Sprache eingefallen". Das Fremdwort ein Eindringling? wieso? wenn unser eigener Affekt es in die Sprache bringt und in die Sprache bringen muß! Einmal heißt das Fremdwort sogar „sprachliche Trichine" (Zeitschr. 1916, Sp. 226), als ob die Entlehnung zum Pathologischen und nicht einfach zum Wesen, zum Werden, zur Biologie der Sprache gehörte. Auch die Bezeichnung als Überläufer (Sütterlin, Grenzboten 1915) ist mehr eine poetische als eine richtige Metapher. Der Überläufer (Typus: Cesare Battisti) nimmt in Feindesland Dienst, ist also nicht mehr

in dem Staate, dem er ursprünglich zugehörte, während das Fremdwort in der Regel in beiden Ländern zu finden (frz. parler — deutsch parlieren), nur in seltenen Fällen in der ursprünglichen Heimat vergessen ist, was aber mit dem Übergang in die fremde Sprache nicht im Zusammenhang steht (zum Beispiel deutsch Jalousie „grüne Fensterladen", im Schriftfranzösischen nicht mehr bekannt). Ein anderer Autor sieht im Fremdwort offenbar den italienischen Cicerone (Albert Tesch im „Kunstwart" 1915, S. 27): „Das Fremdwort ist listig; immer wieder bietet es sich als einen guten Freund in der Not an und bei jeder Gelegenheit erklärt es sich für ein unentbehrliches Ausdrucks-, Verkehrs- und Bindemittel." — „Es" tut doch aber gar nichts, sondern der sprechende Mensch „tut", was er nicht lassen kann! Man behandelt die Fremdwörter als Faustpfänder, als Geisel, als Prügelknaben, die man mißhandelt, weil man der Feinde nicht habhaft werden kann!

Mit dem Fremdwort, so scheint es nach dem Sprachverein, schwächt der Deutsche die Macht seines Reiches: „Wer Petrograd schreibt, unterstützt die Russen in ihren feindlichen Absichten und gibt ein Stück deutschen Besitzes preis" (wir wußten nicht, daß Petersburg „deutscher Besitz" ist!), — nur daß es sehr bequem ist, mit Worten zu kämpfen, und die Heldentat des Sieges über Worte in weniger feierlichen Tönen angepriesen werden sollte.

* * *

Wir haben nachzuweisen versucht, daß die Sprachreinigung von subjektiven Kriterien ausgeht, und behaupten weiter, daß sie Ausdruck einer Weltanschauung ist. Der Sprachverein spekuliert nicht bloß auf die alldeutschen Empfindungen, sondern er ist die notwendige Begleiterscheinung dieser Parteirichtung; aber damit hat er sich aus einer wissenschaftlichen in eine politische Institution gewandelt: das „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" des Sprachvereins führt unvermerkt hinüber zum „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen". Ganz offen predigt die Kundgebung des Sprachvereins „an alle Deutschen!" (Zeitschr. Sept. 1914) neben dem Kreuzzug gegen „das alte Erbübel der deutschen Fremdtümelei" das Programm des Nationalismus: „Hinweg

mit der törichten Berufung auf die vermeintliche Notwendigkeit ‚internationaler Verständigung', hinweg mit der öden, saft- und blutleeren Weltbürgerei, die unsere Sprache, die das Ansehen Deutschlands auch im Auslande von jeher so schwer geschädigt, uns nur Spott und Hohn eingetragen hat!" (Leider hat selbst ein Schuchardt „aus dem Herzen eines Romanisten" dieselben Gefühle sprießen lassen.) Merkwürdig nur, daß die feindlichen Völker unter ihren zahllosen Kriegszielen nie Vernichtung unserer Anbiederungsbestrebungen, sondern Vernichtung der Militärpartei angegeben haben, der der Sprachverein freundschaftlich die Hand reicht![16]) Zu offenkundig ist auch hier die Verwandtschaft dieser Philologen mit den Annexionisten, die stets rufen: Nur keine Nachgiebigkeit zeigen! Der Feind schlägt daraus Kapital! Und doch liefert gerade die geistige Besonderheit des Sprachvereins, die eine leblose oder einseitige Methode, — den disziplinierten Enthusiasmus, den Bahr lobt — statt jeder künstlerischen Eingebung setzt, die wunderbarsten Belege für das, was die Entente durch den Mund Verhaerens ungerecht übertreibend an Deutschland aussetzt: „Elle mécanise le monde, mais ne le grandit pas. ... Elle porte le glaive; jamais elle ne dresse le flambeau." Der Kampf gegen die Fremdwörter kann zur Monomanie werden. Ein Sprachreiniger, der einen Aufsatz, dessen Überschrift zweimal das Wort „Problem" enthielt, nicht lesen konnte, weil ihm immer der boshafte Satz „Rauch Problem" vor die Augen kam (Zeitschr. 1915, Sp. 275) — er erinnert an einen von Schuchardt geneckten Philologen, der die Szene im Himmel in Goethes „Faust" wegen der unwissenschaftlichen kosmischen Auffassung nicht genießen konnte.

O. Bremer verrät deutlich (1914, Sp. 346), daß die Auf-

---

[16]) Man lese nur, mit welchem Spott Boutroux die „Fremdwörterstrafkassen" Deutschlands und die Versuche der Sprachreiniger übergießt, „de réaliser, avec des éléments purement inorganiques et en appliquant des lois purement mécaniques, toutes les formes, toutes les fonctions, toutes les adaptations et créations de la vie" (Bibl. univers. et revue suisse 1915, S. 22). Boutroux hat den den Deutschen von Fichte angezüchteten Sprachhochmut zu dämpfen gesucht, bevor noch H. St. Chamberlain ihn in seinen Kriegsaufsätzen neu erweckt und meine Erwiderung („Anti-Chamberlain", Leipzig, Reisland, 1918) herausgefordert hatte.

lehnung gegen das Fremdwort nicht nur der Sorge um das Deutsche, sondern dem Haß gegen die Fremdsprachen und die Fremden entsprossen ist: „in dieser deutschesten aller Zeiten wollen wir nichts davon wissen, den Herren Franzosen und Engländern auch nur im geringsten entgegenzukommen. Uns trennt jetzt eine ehrliche Feindschaft, ein nicht zu bändigender Grimm. . . . Sie sollen deutsch lernen! Wir werden dafür sorgen. Und ein reines Deutsch, kein Kauderwelsch! Kein Zugeständnis mehr! Hinweg mit der kraftlosen Weltbürgerei, die unsere Sprache, die das Ansehen Deutschlands von jeher so schwer geschädigt, uns nur Spott und Hohn eingetragen hat! Die Zeiten schwächlicher Liebedienerei gegen das Fremde sind vorbei, ein für allemal. Die Langmut des deutschen Michels ist erschöpft. Wir haben den Frieden gewollt. Nun hat man uns aufgerüttelt, und nicht umsonst wollen wir unsere Söhne ins Feld geschickt, unser Blut geopfert haben. Wir verlangen einen Siegespreis, wert der ungeheuren Opfer. Wir sind erwacht, und der deutsche Geist ist in uns erwacht, mit Urgewalt, unbesiegbar."

Für die Derbheit, die da unter der Flagge des Deutschtums segelt, einige Beispiele: in dem (1914, Sp. 308, zitierten Gedicht) „Michel, sei stolz!" kommt der Vers vor: „Pfeif auf den ‚Klock Thee' und ‚sauf um fünf'." Unbegreiflich, wie ein auf Sprachreinigung ausgehender Verein ein so geschmackloses Gedicht in eine sich „Deutscher Sprache Ehrenkranz" nennende Sammlung aufnehmen konnte! Ich rede nicht von den sachlichen Ungereimtheiten („Was sah im Zimmer [des deutschen Michel] ich rechts und links: ‚Modes', ‚Costumes', ‚American drinks'" (!!); in der dritten Strophe kommt ein Franzose nach Deutschland und fühlt sich infolge der vielen französischen Worte wie zuhause, unter diesen wird aber auch cutaway und full dress genannt; auch nicht von den volkstümlich sein sollenden Berlinismen: „kommt mal ein Eingländer nach hier"; „wir sind dämlich genug"). — Soll das etwa eine Probe der gereinigten Sprache sein? Daß Ausrottung eines Fremdworts mit Huldigung an den Krieg verbunden wird, ist zu erwarten: aber Kriegsmus statt Marmelade (1917, Sp. 50) ist doch wohl bloß — Kriegsersatz.

Der Angriff gegen die Fremdwörter, die Deutsche gebrauchen, geht manchmal in einen solchen über gegen die fremden Wörter, die von den Fremdvölkern gebraucht werden; entlehnen einmal die Feinde, dann wehe ihnen! Anläßlich eines pejorativen französischen l'ersatz heißt es (Zeitschr. 1918, Sp. 80): „Sie können's eben selbst nicht schaffen, das Wort nicht und erst recht nicht die Tat. Notgedrungen machen ihre Sprachen die Kriegsanleihe beim Feinde." Plötzlich sitzen nicht die „würdelosen" Deutschen, sondern die Fremden auf der Anklagebank. In einem „Bildung?" betitelten Aufsatz (1914, Sp. 373 ff.) wird gesagt: „Warum geben wir uns denn Mühe, unsere Sprachwerkzeuge zu verrenken? Wollen die Franzosen und Engländer, daß wir ihre Namen richtig sprechen sollen, so mögen sie sich einer vernünftigeren Schreibweise befleißigen. Warum schreiben sie so viele Buchstaben, die sie nicht sprechen, und warum bezeichnen sie durch allerhand wunderliche Gebilde Laute, für die sie auch in ihrer Sprache viel einfachere Zeichen hätten? Es ist durchaus kein Zeichen hoher Bildung, daß man an einer veralteten Schreibweise festhält, die der heutigen Aussprache nicht mehr entspricht." Also die phonetische Orthographie wird zum Zeichen der Unbildung gestempelt! Werner Sombarts Hetzschrift „Händler und Helden" wird „inhaltlich vortrefflich" genannt — nur schade, daß er seinem Englandhaß in Fremdwörtern wie Komfortismus und Kommerzialismus Luft gemacht hat (1916, Sp. 226). Oder (1915, Sp. 5) wird als Repressalie gegen englische Boykottierung deutscher Musiker vom Fehlen einer englischen Musik als Beweis „für die Rassenverderbnis eines Volkes durch Vermischung mit niedriger stehenden Stämmen" geredet, natürlich auch Chamberlain zitiert, nach dem die Engländer „nur" keltoromanisch-germanische Mischlinge sind, endlich über die in Japan spielenden englischen Operetten bemerkt: „Ja, ja, schöne Seelen finden sich eben, und die Hinneigung John Bulls zu Bruder Japs scheint doch auf tief innerer Verwandtschaft, nicht bloß auf äußerlichen Wirtschaftswerten zu beruhen. Jedenfalls ein herrliches Bild, der europäische Schurke und der ostasiatische Räuber Arm in Arm!" Die Reinigung der eigenen Sprache weicht einem sprach-

lichen Imperialismus, der die deutsche an die Stelle der fremden Sprachen setzen möchte, die Rein-Deutsch- geht in die Welt-deutsch-Bewegung über: wenn der Schlußsatz der Völkersymphonie eine Fuge sein wird, „die man regelrecht vom lateinischen fuga, das heißt fuga hostium, wird ableiten können, dann wird hoffentlich kein Zweifel mehr bestehen, ob die Ausländer, wenn sie unsere friedliche Tonkunst genießen wollen, sich nicht auch um deren deutsche Betitelungen und Vortragsbezeichnungen werden zu bekümmern haben." Ein anderer höhnischer Passus: „. . . sollen wir vielleicht erst bei jeder Sprache ergebenst anfragen, welches Geschlecht sie dem und jenem Namen zuerteilen. . . .? Mit einem solchen Verhalten, wie es uns tatsächlich nicht fremd ist . . ., macht man sich nur zum Narren der fremden Völker. . . . Verlangte doch kürzlich ein des Russischen Kundiger, man müsse ‚das Nowoje Wremja' (Name einer Zeitung) sagen — ob wir uns dabei die Zunge zerbrechen, was macht's?" Natürlich findet sich bald ein Schriftgelehrter, der die Überlegenheit der deutschen Sprache über die anderen Weltsprachen mit völlig unzulänglichen Mitteln beweist (1916, Sp. 1 ff.) — in sprachlichen Dingen sind ja alle Kriegskritiker Richter in eigener Sache und urteilen drauf los, ohne die Frage nach ihrer Vorurteilslosigkeit zu stellen.

Die Verurteilung englischer Zitate im Shakespeare-Jahrbuch als „Zwang oder Zopf" durch das Berliner Tageblatt bringt die Zeitschrift (1917, Sp. 53) ohne die gebührende Kritik — als ob es wirklich einen „deutschen Shakespeare" gebe, der noch Shakespeare wäre!

Eine solche Stellung den Fremdsprachen gegenüber führt zur Verketzerung des Fremdsprachunterrichtes, der die Schuld an der Fremdwörterei trage: die Forderung „Sprich reines Deutsch" geht in die andere „Sprich nur Deutsch" über. Eine Anzeige in einer rheinischen Zeitung, nach der für kleine Kinder ein Kinderfräulein, das fließend französisch spricht, gesucht wird, hat einen Korrespondenten der Zeitschrift zu den Worten begeistert: „Sagen wir es doch gerade heraus, daß ein solches Gesuch ein Denkmal der Schande für die Frau ist, die es verfaßt hat!" und Sarrazin (1915, Sp. 234) vergleicht damit die Würdelosigkeit deutscher Frauen, die fremde Kriegsgefangene

„hätscheln" — als ob es nicht das Vorrecht der Frau wäre, über Rasse und Nation hinweg Mitleid zu üben![17]) Ein „Denkmal der Schande" ist der tendenziöse Bericht (Zeitschr. 1915, Sp. 354) über die Gerichtsverhandlung, in der ein mit seiner französischen Frau französisch sprechender Deutscher freigesprochen wurde!

Sprachlicher Annexionismus tönt aus der immer wiederkehrenden Mahnung „Sprecht im Flamland nicht französisch", wobei nicht einmal Belgien als Flandern + Wallonie aufgefaßt

---

[17]) Auch ein Schuchardt schreibt in „Deutsch gegen Französisch und Englisch" (S. 26), einer „den deutschen Frauen" gewidmeten Schrift: „Weit stärker als bei den Männern ist in der Tat bei den Frauen die Hinneigung zu fremden Sprachen und allem Fremdländischen (sie hat sogar, 1870 wie heuer, in vereinzelten Fällen, Kriegsgefangenen gegenüber eine etwas krankhafte Form angenommen); das hängt wohl damit zusammen, daß nicht allzu viele Frauen das Ausland selbst zu besuchen Gelegenheit haben und daß anderseits bei einem großen Teil der Männer der Sprachendurst durch die Beschäftigung mit Griechisch und Latein gestillt wird." Das hängt meines Erachtens vor allem mit der erotischen Natur der Frau zusammen, die im Fremden, Exotischen (daher auch im fremden, noch dazu im Strahlenkranz des Elends erscheinenden Kriegsgefangenen) einen sexuellen Reiz empfindet. Die deutschen Frauen mögen Schuchardts Altersschwärmerei verzeihen, daß er sie so falsch — idealisiert! In der Neigung zu Kriegsgefangenen sieht auch Dr. Stekel, „Das Seelenleben im Kriege", in dem Abschnitt über „Gefangenenliebe", erotisch betontes Mitleid (dessen abstruser Gedanke, die Frau liebe im Gefangenen den Feind ihres Mannes, also den Feind ihres Sexualfeindes, ist allerdings gar sehr am Rande zwischen Psychiatrie und Feuilletonismus!) Die sexuellen Exzesse der Gefangenenliebe sind schließlich nicht sympathischer als die sexuell betonte Pflegerei, die in ganz anderen Dimensionen sich ausbreitet. Der ebenfalls sexuellen Grausamkeit gegenüber, die die Frauen am Blutvergießen Freude finden läßt, kann ich die Anziehungskraft des Fremden auf das Weib nur als Heilmittel für die vom Krieg geschaffenen Wunden empfinden. Für das weibliche Sprachtalent läßt sich übrigens noch folgende Erklärung finden: Auch im Mittelalter waren ja die Frauen sprachkundiger als die Männer; E. Wechssler hat die minnigen Damen des Mittelalters sehr richtig mit den heutigen Amerikanerinnen verglichen: während der Mann im Berufsleben versandet, kann sich die Frau zu höheren Kenntnissen, daher auch zu Sprachkenntnissen aufschwingen. Das Latein und Griechisch des Gymnasiums ist den Männern ja meist nicht Befriedigung eines „Sprachendurstes", sondern eine mühsame

wird: „Wer in falsch angebrachtem Bildungseifer oder Bildungsstolz französisch spricht, fördert nur die Französlinge im Lande.“ Beim Feinde empört dergleichen: da soll die kgl. geogr. Gesellschaft in Rom der neuen „Provinz“ des Königreiches den Namen Alto Adige verliehen (ein Name, der meines Wissens nicht von dieser Gesellschaft erfunden ward, da es seit Jahren eine österreichische Rivista dell'Alto Adige gibt) und ein Professor aus Rofreit die deutschen Ortsnamen in italienische umgewandelt haben. Und die Antwort auf diese „lächerliche Großmannssucht“, so schreibt die angeblich wissenschaftliche Zeitschrift (1917, Sp. 242), „wird der österreichische Kaiserstaat in Erkenntnis seiner Staatsnotwendigkeiten durch die Tat zu erteilen haben, wenn er für die schweren Blutopfer im Süden seine Grenzen strategisch verbessern und neben anderen die ‚Sieben Gemeinden‘ und die ‚Dreizehn Gemeinden‘ deutschen Blutes Tirol angliedern wird“ — also Annexion von Gebieten als Antwort auf italienische Wortannexion!

Ich muß bei diesem Aburteilen fremden Tuns und gleichem eigenen Tun an das Landschaftsbild „Die beiden Türme“ denken, das in Strindbergs „Nach Damaskus“ beschrieben wird (III. Teil, Gemäldegalerie des Klosters): „... Bei der Station Amsteg auf der Gotthardbahn hast du einen Turm gesehen, der Zwing-Uri heißt; ist besungen von Schiller im ‚Wilhelm Tell‘. Der steht dort als Denkmal der grausamen Unterdrückung, welche die Bewohner von Uri durch die deutschen Kaiser zu erleiden hatten! Schön! — Auf der italienischen Seite des Sankt Gotthard liegt die Station Bellinzona, wie du weißt. Da gibt's viele Türme, aber der merkwürdigste heißt Castel d'Uri. Das ist das Denkmal der grausamen Unterdrückung, welche die italienischen Kantone durch die Bewohner von Uri zu erleiden hatten! Hast du begriffen?“ Zwing-Uri zu Castel d'Uri sie verhalten sich nicht anders wie (vorgeschlagenes)

Plackerei, deren Grund und Sinn sie nicht einsehen; die Frauen, wenigstens die der reicheren Klassen, lernen Sprachen mehr spielend und genießen den Sprachunterricht. Außerdem bildet jedes Sprachsystem ein bestimmtes Gedankenkleid: und die Frau ist die Meisterin der Verkleidung!

deutsches Namen (statt Namur)[18]) zu italienischem Villa bassa (statt Niederndorf)!

Bemerkenswert ist, wie so oft in diesem Krieg, die Gleichförmigkeit der Tendenzen in allen Lagern: wie überall die Wut auf die Drückeberger, der Haß gegen die Pazifisten, die Freude am Dreinschlagen, die Verketzerung des Feindes blüht, so auch in allen Ländern der Purismus: der Russe duldet nicht mehr das jahrhundertalte Petersburg und ersetzt es durch Petrograd, er führt die alte Bezeichnung Zarigrad für Konstantinopel ein. Der Deutsche sagt nur mehr Elfringen statt Avricourt, der Deutsch-Österreicher (bis vor kurzem) Striegen statt Strigno, Rovereid statt Rovereto. Der Franzose Péladan feiert Orgien sprachlicher Bilderstürmerei (wenn in Zeitschr. 1915, Sp. 378, behauptet wird, die Bemerkung Péladans, „daß man in Deutschland Französisch und Englisch boykottieren wollte", sei unbegründet, so braucht man nur die von mir zitierten Zeitschriftstellen nachzulesen). Der Italiener Monaci ermahnt den — 1917! — dem „Vaterlande" Italien noch wiedergewonnenen Görzer Schüler, seinen Heimatdialekt vor „fremder Befleckung" zu bewahren, da die deutschen und slawischen Wörter „ebensoviele Narben alter Wunden seien" (Vorrede zu Vignolis Il parlare di Gorizia e l'Italiano). Ciro Trabalza, Dal dialetto alla lingua (Paravia 1917), redet von „der Reinigung der italienischen Mundarten von den Schlacken der fremden Unterdrückung", von der „zerstörenden Wirkung unserer vielgestaltigen Knechtschaft allem Fremden gegenüber" und identifiziert ganz naiv „il dialetto e la lingua, che è quanto dire la regione e la nazione" — ohne zu bedenken, daß zum sprachlichen Regionalismus eben auch die verschiedene Aufnahmsfähigkeit fremdem Wortgut gegenüber gehört. Allen diesen Reinemachern ist das Fremdwort eine „Befleckung" der Muttersprache, wobei sie wieder nicht bedenken, daß, wenn schon Sünde, so Erbsünde der menschlichen Sprache vorliegt, die eben stets „gemischt" ist und sein muß. Mischung ist nicht Befleckung und

[18]) Daß Namur nach der Trennung Belgiens in Wallonien und Flandern folgerichtig seinen französischen Namen behält, paßt der sprachlichen Eroberungslust der Zeitschrift (1918, Sp. 47) keineswegs!

Reinheit nicht ein metaphysisch-jungfräulicher Idealzustand der Sprache, vor allem aber: alle Sprachen sind gemischt und rein zugleich und es ist ein Kriegswahn, sprachliche Annexionen (oder Desannexionen) selbst anzustreben, sie aber beim Feinde als Ausfluß lächerlicher Überheblichkeit auszuposaunen. Vernon Lee sagt (Internationale Rundschau vom 10. Dezember 1915): „Wenn Völker in Haß einander gegenüberstehen, dann liegt dem einen Mann zur rechten Hand, was dem anderen zur linken, selbst wenn ihre Gestalten, ihre Haltung und Bewegung identisch sein mögen" und Hugo Preuß (ebenda 1916, Sp. 297) vertieft diesen Gedanken: „Es scheint ein Paradoxon und ist doch eine furchtbare Wahrheit: die feindlichen Völker empfinden sich gerade deshalb als feindliche absolute Gegensätze, weil sie in der Hauptsache diesen Krieg mit absolut gleichen Empfindungen durchkämpfen."

Fast macht es den Eindruck, als ob man weniger die eigene Sprache rein als nichts in ihr mit dem Feinde gemeinsam haben wollte — ein genau so ungereimtes Verfahren, wie wenn die Internationalisten die Fremdwörter als Brücke zu den Fremdwörtern anpreisen. Kurzsichtige und kurzlebige Wutgefühle, die eine gerechtere Zukunft hinwegräumen wird!: „Weg mit der lateinischen Schrift — denn sie ist die Schrift unseres Feindes", wobei der Kunstwart 1915, S. 59 ff., beweisen konnte, daß die sogenannte gotische Schrift ebenfalls eine lateinische Schrift ist, also Feindesschrift (ähnlich äußert sich Schuchardt in der Gartner-Festschrift). Und doch lese ich unter den Glückwünschen zu Sarrazins 75. Geburtstag (Zeitschr. 1918, Sp. 46):

Deutsch sei die Schrift,
Deutsch Sprache und Liebe,
Deutsch aber jetzt und immerdar
Die — deutschen Hiebe!

Daß die Zeitschrift auch die „deutschen" Lettern ausschließlich verwendet, gehört zu dem Verbesonderungsstreben des deutschen Hiebe-Austeilers! Statt der englischen Hymne „God save the king" muß bei einer Petersburger Festvorstellung (Buchner, Kriegsdokumente, VI, 232) „Rule Britannia"

gespielt werden, da die Russen bei der ersteren Melodie zu sehr an „Heil dir im Siegerkranz" erinnert werden. Wenn wieder den Deutschen sein „Heil dir im Siegerkranz" an das „God save the king" des Krämervolkes erinnert und vom „Kunstwart" (1914, S. 178) Gemeinsamkeit der Hymne mit Österreich statt mit England empfohlen wird, müßte natürlich die „Wacht am Rhein" an die Stelle treten und das alte ominös gewordene Lied würde gänzlich fallen gelassen werden (oder nur mehr von der Schweiz behauptet). Geistige Verarmung aus Nationalhaß — die Hymne wird durch Taboo verbannt; wie etwa das Wort Militarismus schon beiderseits nicht mehr gern ausgesprochen wird oder wie „gentleman" Schurke heißen soll, so möge nach des „Kunstwarts" Wunsch „mit einem besonderen Seitenblick auf die weitherzige Moral Englands" der Text „gummi elasticum" gesungen werden!

Es sind weniger die Fremdwörter denn die Feindwörter, denen der Garaus gemacht werden soll — an ihre Stelle rücken die Bundesgenossenwörter: in Frankreich sieht man jetzt allenthalben englische Aufschriften (Hair-dresser usw.), in Österreich führt man Tunke statt Sauce ein.

Bei der Ausrottung der Fremdwörter ist die Zeitschrift gegen lateinisch-griechische Fremdwörter toleranter als gegen englisch-französische, unter diesen beiden haben wieder die englischen Wörter den Anspruch auf eine größere Dosis Haß — ein Spiegelbild der Stimmungen gegen die Völker. Dieselbe primitive Übereinstimmung finde ich auch in des Reichsdeutschen Schuchardt Abhandlung, die eher „Deutsch gegen Englisch und Französisch" als „. . . gegen Französisch und Englisch" heißen sollte. Ich begreife nämlich nicht, wieso Schuchardt sonst eine der Wirklichkeit so entgegengesetzte Behauptung aufstellen könnte, daß für uns das Englische oder das Engländertum eine weit größere Gefahr als das Franzosentum bedeute (S. 22). Soweit ich sehe, genießt alles Französische viel mehr Anziehungskraft auf unsere Sprache als das Englische, das nur im Sport durchdringt. Man vergleiche nicht nur die relativen Zahlen der Fremdwörter, sondern auch deren Popularität: vgl. etwa tea-gown mit peignoir, hall mit salon,

hair-dresser mit coiffeur (daher gibt es auch kaum englische Vornamen wie Louis; höchstens Mary, Daisy, die aber affektiert klingen). Wenn Baby vor Bébé den Vorzug genießt, so verdankt es dies der verkleinernd empfundenen Endung -i (wie zum Beispiel in Mädi). In Fällen wie five-o'clock-tea, cottage, smoking ist das Französische mit der Aufnahme der englischen Wörter vorausgegangen, wie ja überhaupt die relativ jungen englischen „Eindringlinge" oft von französischen Herrschaften abgelegte Kleider sind. Der Grund für den Haß gegen das englische Fremdwort liegt also in der von Schuchardt offen dargelegten „Erzfeindschaft" Englands gegen den Kontinent. Zur Stimmung in Österreich gegen das Englische und Französische bringt folgender Ausschnitt aus der „Arbeiter-Zeitung" vom 2. August 1916 einen Beitrag — und meiner Ansicht Bestätigung:

Englisch und Französisch:

In den „Innsbrucker Nachrichten" lesen wir auf Seite 9 folgende Briefkastennotiz:

„Roter Hund. Sie hörten in Hötting einige junge Leute fließend englisch sprechen und vermuten, es seien Reichsengländer. Dies ist wohl nicht gut denkbar; sicherlich aber haben die jungen Herren mindestens eine der englischen Eigenschaften: Rücksichtslosigkeit."

Auf Seite 10 finden wir folgendes Inserat:

„Konversation,

französisch, auf Spaziergängen oder Ausflügen mit angenehmer Begleiterin von distinguiertem Herrn gesucht. Anträge unter ‚Uneigennützig' an die Verwaltung."

Nach dem Programm der Sprachreiniger sollten an die Stelle der Fremd- deutsche Ersatzwörter treten: eine perfide Brunnenvergiftung, nicht Sprachreinigung bedeutet es aber, wenn das Ersatzwort einen sachlichen Begriff durch ein herabwürdigendes Wort ausdrücken soll: so wurden (Zeitschr. 1914,

Sp. 382) Ausführungen des Deutschen Kuriers als „stichhaltig" bezeichnet, die die Verdeutschung von Franc-tireur durch Meuchler anraten (allerdings 1915, Sp. 61, wird Heckenschütz vorgeschlagen). Auch Götze schreibt (Neue Jahrbücher 1915, S. 156): „Es bleiben Begriffe genug, für die wir gar keine deutschen Worte haben wollen: perfid, Franktireur und Spion mögen ruhig französisch bleiben, Knute russisch und Schwindler englisch."

Oskar Streicher (Zeitschr. 1914, Sp. 311) schlägt eine sozusagen außertourliche Beibehaltung eines Fremdworts mit verschlechterter Bedeutung vor. Es erinnert das an die pejorativen Übersetzungen Chamberlains, wie Parliament = Schwatzbude, Liberté, Egalité, Fraternité = Ungehorsam, Unehrerbietigkeit, Haß (über deren Verbreitung vgl. den Bericht des Abg. Noske, „Arbeiter-Zeitung" vom 28. April 1918), oder an das schalkhafte Seelenschlieferl, das Karl Kraus als Verdeutschung von Psychoanalytiker empfiehlt. Die Sprachreinigung wird hier zu ihrem Gegenteil, zur Fremdwörterei; gleich geblieben ist allerdings die chauvinistische Grundstimmung: „hoffentlich werden sich unsere lieben Landsleute den über alle Maßen unwürdigen Brauch, die besten Eigenschaften deutscher Mannesart als englische Einfuhrware zu bezeichnen, wie sie es durch die Worte ‚Gentlemen' und ‚fair' getan, von nun an für immer abgewöhnen. Wenn diese beiden Wörter durch höhnische Anwendung mit der Zeit wirklich den Sinn niederträchtiger Halunkenart annehmen, dann wollen wir sie in unserem Sprachschatz behalten. . . ." Der Sprachreiniger, der die Sprache durch Haß vergiften möchte und, um der Ausländerei zu entgehen, sie in den Giftbrodem der Begriffsverwirrung hetzt, aus der Scylla der Fremdtümelei in die Charybdis des Chauvinismus, möchte — nach dem Prinzip: haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden — sprachliche Repressalien an unseren Feinden ausüben und in der Sprache ein Denkmal des traurigen Geisteszustandes setzen, der derlei Verdrehtheiten geschaffen! Ein vernünftiger Purist hätte doch wenigstens Gentleman als Ausdruck für den Begriff des englischen Ehrenmannes belassen (der sich gewiß — ich meine natürlich nicht im moralischen Wert, der beiderseits der gleiche ist — sondern in der mehr das Weltmännische betonenden Schattierung

nicht mit dem deutschen deckt), wie cant für „der englische Begriff der Heuchelei" (vgl. das Urteil eines Franzosen über Gentleman in Revue de Phil. fr. 27, 93, des Österreichers Landauer a. a. O. usw.; aber schon v. d. Gabelentz schreibt in seiner „Sprachwissenschaft": „Gentleman ist vollends unübersetzbar").

Der Purist hat einen Genossen in einem deutschen „Dichter"-Journalisten gefunden: E. Rosen hat in seinem „England, ein Britenspiegel" auch sich und die traurige Zeit, in der wir leben, abgespiegelt („Wie der Haß ausbrach"):

„Mit dem Haß (gegen die Engländer) kam die Scham. Wie hatte man den plumpen Egoisten verzärtelt. Die Töchter dachten an die englischen Worte, die sich dieselben beim Tennisspielen zugerufen hatten — die Väter erinnerten sich wütend, daß sie ihre Geschäftswechsel auf Südamerika und China und Japan und Gottweißwo auf eine englische Bank gezogen, bei einer englischen Bank eingelöst und den Maklerverdienst dem Engländer überlassen hatten, als ob das so sein müßte — und die Söhne schämten sich, daß sie sich in London so große Mühe gegeben hatten, ja nicht wie Deutsche auszusehen und sich um Gottes Willen nicht wie Deutsche zu benehmen, sondern wie Engländer. Herrgott, — das sollte anders werden! Was? Wenn ein deutscher Mann sagen wollte, daß er ein anständiger Mensch sei, so hatte er sich einen Gentleman genannt. Das — das Wort sollte jetzt ein Schimpfwort werden! Wer gegen Treu und Glauben handelte, dem würde man zurufen in Zukunft:

‚Du — Gentleman!'
Und der Haß fraß — — —
Ein guter Haß, der soll uns bleiben!"

Hat man je unaufrichtigere Zeilen gelesen? Die Töchter dachten doch nur, sofern sie mit dem Übel ihrer Väter belastete Töchter von Sprachvereinlern waren, an das „Play" des Tennisspieles. Der Haß aber, der „gute Haß", soll uns bleiben gegen einen Stimmungsmacher, der sich während eines Weltbrandes die Hände reibt über — den „guten Haß", mit

Treu und Glauben handelt, indem er zum Makler des Hasses wird.

Den Gelehrten aber möchte ich folgendes sagen: mit Ausbruch des Krieges sind die einen „umgefallen", die anderen hatten stets im Chauvinismus „gemacht" und fühlten sich in ihrer Richtung bestärkt, die wenigsten blieben der internationalen Richtung der Wissenschaft treu: die zweite Richtung wird durch den Sprachverein dargestellt. Erschüttert ward auch ein wenig eine so nietzschehaft starke Persönlichkeit wie Hugo Schuchardt, der noch 1913 „An Theodor Gartner" (anläßlich von dessen Wirken im Sprachverein)[19]) schrieb: „Fremden bauen wir keine Brücken zu uns; fast scheint es, als ob wir ihnen die Erlernung unserer Sprache erschweren möchten — gemäß dem unter uns so beliebten Justamentstandpunkt, der auf das Kleinste und Gleichgültigste nicht verzichten mag. Unverständlich oder unverständig ist Gerhart Hauptmanns Wort von Schiller: ‚Ja, er war unser! unser war er ganz! den Fremden ewig fremd!' Doch gibt es nicht minder national fühlende Geister bei uns und bei den anderen, die das Nationale und das Internationale irgendwie in eine versöhnliche Beziehung zu bringen wissen." Gehen wir noch weiter in Schuchardts Produktionen zurück, so treffen wir noch „lichtere"

[19]) In der angeführten Kriegsschrift (S. 14 bis 15) verhält sich Schuchardt dem Sprachverein gegenüber sehr reserviert, „aber es ist durchaus vernünftig und erforderlich, die Fremdwörter, soweit sie als solche erkannt und gefühlt werden, zu beseitigen". Erkannt und gefühlt — von wem? Der Volksmehrheit, den Sprachforschern, dem Sprachverein? „Der Unterschied zwischen Lehnwort und Fremdwort ist also nicht in der Sache selbst verstanden, sondern nur in der geringeren oder größeren Gelehrsamkeit dessen, der darauf achtet", hat Fritz Mauthner (Kritik der Sprache II, 612) treffend geschrieben. Ich sehe ferner die Inkonsequenz nicht ein, daß Schuchardt dem Feldzug Wustmanns gegen die „Sprachdummheiten" seine Hilfe versagt, dem Fremdwörterkampf aber beistimmt: „Können wir wohl mit besonderer Begeisterung gegen die noch lebenden ‚Sprachdummheiten' zu Felde ziehen, wenn die unserer Altvordern zum eisernen Bestand unserer Sprache erstarrt sind?", heißt es „An Th. Gartner", S. 16. Danach wäre die weitere Frage logisch gewesen: „Können wir wohl mit besonderer Begeisterung gegen die noch lebenden Fremdwörter zu Felde ziehen, wenn die unserer Altvordern zum eisernen Bestand der Sprache erstarrt (= Lehnwörter geworden) sind?"

Punkte (die er heute vielleicht gar bekleben möchte, wie die Schneider ihr „Tailleur"?). So schreibt er in einem 1875 veröffentlichten Aufsatz über „Französisch und Englisch" (Romanisches und Keltisches, S. 309): „Ein deutscher Professor hat neuerdings geradezu behauptet, der frühe Unterricht im Französischen beflecke die Seele des deutschen Kindes. Wie würden wir wohl den Franzosen nennen, der einen ähnlichen Ausspruch in bezug auf das Deutsch täte. . . .?" Und nun 1914 („Deutsch gegen Französisch und Englisch", S. 24): „Im Ausdruck unserer Gedanken und Gefühle aber wollen wir uns auf die eigene Sprache beschränken. Denn was hat es uns und den anderen genützt, daß wir in ihrer Sprache zu ihnen geredet haben? Damit sie uns kennen lernen, müssen sie unsere Sprache lernen" — also der Justamentstandpunkt. Ich aber halte es mit der dritten Kategorie, den noch immer aufrechten Verfechtern des Verständigungsfriedens zwischen Nationalem und Übernationalem wie Morf, der seines Lehrers, des Franzosen Gaston Paris', Ideal einer von keinerlei völkischen Vorurteilen befleckten Civitas Dei der Wissenschaft im Krieg neuerweckt hat:

„Ich vertrete uneingeschränkt und ohne Vorbehalt die Lehre, daß die Wissenschaft als einziges Ziel die Wahrheit anerkennen soll. . . . Wer aus patriotischen, religiösen oder auch moralischen Rücksichten in den Tatsachen, die Objekte seiner Forschung sind, oder in den Folgerungen, die er zieht, sich die kleinste Verheimlichung, die leichteste Veränderung gestattet, ist nicht würdig, seinen Platz zu haben in dem großen Laboratorium, in welchem Ehrlichkeit ein viel unerläßlicherer Rechtstitel ist als Geschicklichkeit."

Damit ist die Bewegung gerichtet, die die Sprache „rein und vaterländisch" (Zeitschr. 1916, Sp. 226) machen will. Das Ansehen, das sie in Laienkreisen genießt, stammt zumeist aus der lauten, reklamemäßigen Aufmachung, dem Beziehungsprotzentum, das auf Unterstützung der Regierung pocht[20]), vor allem der Organisation — man hat längst den Grund der physischen Über-

[20]) Zum Hinweis auf die Verbindungen mit den Regierungskreisen gehört auch, daß man der Welt weismacht, die Regierung tue so „wie ick es will": da werden schmeichelhafte Schreiben, mit denen anderweitig belastete Ämter auf Interpellationen des Sprachvereins verbindlich ant-

legenheit der Kriegsfreunde über die Friedensfreunde in der Tatsache erkannt, daß erstere organisiert sind, diese nicht — nun, auch die Fremdwortkriegsfreunde sind organisiert, die Wortpazifisten dagegen geberden sich zu „vornehm", um den Pöbelinstinkten entgegenzutreten! Die Sprachreinigung stützt sich nicht auf die Wissenschaft, die kein einheitliches Urteil fällen kann, sondern auf eine Weltanschauung. Gegen diese aber kann man nicht rechten, Beweise können ihr nichts anhaben, sie stammen aus dem irrationalen, triebhaften Grunde der Persönlichkeit. Eine Sprachreinigungsbewegung, die sich zur Dienerin politischer Parteibewegungen macht, kann nicht wissenschaftlich ernst genommen werden — eine bloß wissenschaftlich orientierte Sprachreinigung wird sich aber wieder nicht die Mitwirkung politischer Machtfaktoren sichern. Sprachpolitik im Dienste der Staatspolitik müssen wir aus der Gelehrtenstube in das Diplomatenvorzimmer verweisen. Bisher hat der Sprachverein laviert zwischen Wissenschaft und Regierung: bei der Regierung trat er als Abgesandter der Wissenschaft auf, vor der Wissenschaft prunkt er mit der staatlichen Unterstützung. Es gilt zu wählen: entweder Sprachverein, das ist eine freie Vereinigung vorurteilsloser Sprachforscher, oder Sprach-„Departement", eine Abteilung eines utopischen Ministeriums für alldeutsche Propaganda! Die Sprachreiniger muten den Sprechern eine große Umwälzung in ihren alltäglichsten Ausdrucksgewohnheiten zu, als Lohn für diese Überwindung überkommener Sprechweise geben sie ihnen die Überzeugung, ein lautreines (nicht gedanklich selbständiges) Deutsch zu sprechen.

---

worten, ausführlich wiedergegeben: in der Antwort der „Ministerialkommission im K. u. k. Kriegsministerium" (Zeitschr. 1918, Sp. 73) kommen immerhin trotz allem eine Menge Fremdwörter vor. Da berichtet die Zeitschrift (1918, Sp. 33), die Friedensversammlungen in „Litauisch-Brest" seien deutsch, bulgarisch, türkisch, russisch und französisch geführt worden und damit sei „in ebenso dankenswerter wie erfreulicher Weise" der Bitte des Sprachvereins entsprochen worden, „unter keinen Umständen die Sprache eines unserer Feinde als gemeinsame Verhandlungssprache zulassen zu wollen" — das Französische, so lehrt eine Anmerkung, habe dabei nur als „Eselsbrücke" gedient! Das heißt denn doch den Schiebenden spielen, wenn man in anderer als in der gewollten Richtung geschoben wird!

Um dies als Äquivalent der geleisteten Anstrengung zu empfinden, muß der Deutsche aber der politischen Überzeugung des Sprachvereins von der Überlegenheit des Deutschen über alle Kultursprachen, des deutschen Wesens über alle Kulturen huldigen. Wie aber, wenn er Madvigs Bekenntnis teilt: „Ich liebe nicht meine Sprache, weil sie schöner oder herrlicher als andere sei oder gewesen sei; ich liebe sie, weil sie die Sprache meiner Väter und meines Volkes ist, weil ich durch sie Mitglied meines Volkes bin"? Ich bekenne mich zum Patriotismus und zur Pflege der deutschen Sprache, nicht aber zur sprachlichen Patriotitis der alldeutschen Allesverdeutscher! Diese erinnern an jene sonderbaren von Christian Morgenstern verspotteten Heiligen, die da glauben, der Mond sei, weil der Deutsche in ihm ein deutsches A und ein Z lesen kann, „ein völlig deutscher Gegenstand". Ich glaube aber überhaupt, daß mit Voßlers Nachweis vom keineswegs bodenständigen Charakter des sprachlichen wie politischen Nationalismus in Deutschland dieser Bewegung ihre Spitze abgebrochen ist:[21]) ist die Abneigung gegen Fremdes der Sprache und fremde Sprachen ein Fremdgefühl im deutschen Volke, bezogen von romanischen Nachbarn, so muß ich — nach echtem Puristenbrauch — dessen Entwicklung zum Lehngefühl, zum „eingedeutschten", als urdeutsch empfundenen Gefühl, verhindern. Der Sprachverbesserer muß erst sein Fühlen reinigen von Fremdem, bevor er auf harmlose Worte Jagd macht. Fremdwörterhetzer, beseitigt in euch den fremden Fremdvölkerhaß! Michel, sei stolz — aber nicht auf eine undeutsche Deutschtümelei!

---

[21]) „Die neueren Sprachen" 1918, S. 13 ff.: „Dieser dogmatische und bis zum Fanatismus intolerante Nationalismus ist eine Schöpfung der Italiener und insbesondere der Franzosen. Sie haben mit ihrer sprachlichen Künstlereitelkeit und mit ihrem Nationalstolz die ganze Erde angesteckt, haben die Tschechen, die Ungarn und schließlich sogar den deutschen Michel wild gemacht." „Sogar der im Jahre 1885 gegründete ‚Allgemeine Deutsche Sprachverein' dürfte wohl in der im Jahre 1883 gestifteten Alliance Française seine Vorgängerin haben." There is a scheleton in every cupboard — Wort und Begriff dieses deutschesten aller Vereine sind entlehnt, sind Lehnübersetzungen, die natürlich der „Reinigung" nicht unterliegen . . . .

Nachträge.

Zu S. 18. Fritz Mauthner, „Kritik der Sprache" III, S. 549, hat einmal ganz nebenbei ein Beispiel für die Systemänderung gegeben, die das Fremdwort hervorruft: „Im Deutschen ist neuerdings erst an Stelle des technischen Ausdrucks ‚Materie' das scheinbar verständlichere Wort ‚Stoff' getreten. Das aber natürlich in dem Augenblick technisch wurde, als man Materie damit übersetzte."

Zu S. 28. Fritz Mauthner, a. a. O. I, S. 157, schreibt: „Im Katholizismus beschützt der Heilige das Patenkind. Und mir ist nur ein einziger Fall bekannt, in dem das Patenkind den Heiligen protegierte" Das Fremdwort protegieren ist nicht nur der stilistischen Abwechslung gegenüber beschützen halber gesetzt, sondern in der umgekehrten Welt, in der das Patenkind seinen Patron beherrscht, erregt der Anklang an die normale Welt, die Erinnerung an die Protektion unserer menschlichen Behörden, doppelte Heiterkeit. Das Aneinanderprallen von Unmöglichem und Realem wird durch das Fremdwort noch sinnfälliger.

Zu S. 57. Schon 1912 hat Mauthner, a. a. O. II, S. 655, prophezeit: „Wenn es neuerdings gegen Frankreich geht, so mögen die Nachkommen der anonymen Urbevölkerung Europas wahrsagen, daß die Franzosen keine Germanen sind, sondern Kelten. Und wenn es zur großen Abrechnung mit Rußland kommt, so werde ich wahrscheinlich selbst rufen und wahrsagen, daß diese Russen den Tod verdienen, weil sie ein elendes Mischvolk sind und keine reine Rasse. Es scheint, daß die Völker nicht leben können, ohne ihren Hunger durch ihren Haß zu adeln."

Inhaltsübersicht.

	Seite
Erörterung des Programms des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins	1 bis 22
Die Gründe für das Eindringen der Fremdwörter	22 „ 34
Die Sprachreinigung des Sprachvereins ist mehr Lautreinigung und Sprachvereinheitlichung	34 „ 49
Die Sprachreinigung des Sprachvereins ist Ausdruck einer Weltanschauung und einer politischen Richtung	49 „ 65

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

Buchhandlung der Mang'schen
k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-
Buchhandlung in Wien.